Biogr.
1097
m

C. F. Sintenis

Leben und Wirken

als

Mensch, Schriftsteller und Kanzelredner ꝛc.

Biogr. 1097m

<36601956740013

<36601956740013

Bayer. Staatsbibliothek

Christian Friedr. Sintenis.

Konsistorialrath und Pastor zu Zerbst.

geb. d. 12 März 1750, gest. d. 31 Jan. 1820.

m

C. F. Sintenis

Leben und Wirken,

als

Mensch, Schriftsteller und Kanzelredner.

Eine biographische Skizze
mit
Hinsicht auf mehrere seiner Schriften,
herausgegeben
von

F. W. von Schütz,
Königl. Sächsischem Hofrathe.

Nebst wohlgetroffenem Bildniß.

Zerbst,
bei Adolph Friedrich von Schütz, 1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frau,

Friederike Auguste Sophie,

verwittweten Fürstin von Anhalt-Zerbst,

geb. Fürstin zu Anhalt ꝛc.

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom

Herausgeber.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Durchlauchtigste Fürstin,

Gnädigste Frau!

Die Veranlassung, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht diese Biographie eines Mannes unterthänigst zuzueignen, dessen letzte Lebenstage das Bewußtseyn

Höchstdero Huld und Gnade noch so sanft erheiterten, und der in seinen frühern Lebensjahren ein von Höchst Ihnen auserkornes Werkzeug Landesmütterlicher Liebe und Barmherzigkeit war, bedarf, wie ich hoffe, keiner Entschuldigung, und noch weniger ist es nothwendig, den Lesern deshalb einige Erklärung zu geben, denn schon in den ersten Bogen derselben, ließt man die Beweise, wie sehr Ew.

Hochfürstl. Durchlaucht auch in der Entfernung von Zerbst, sich des Armenwesens angenommen und es auch fortwährend huldreich unterstützt haben, so daß der verewigte Sintenis — der warlich nicht in die Klasse fürstlicher Schmeichler zu setzen war — bei jeder Gelegenheit, Sie, Durchlauchtigste Fürstin, laut und hoch zu rühmen, sich verpflichtet fühlte. —

Selten bietet sich Schriftstellern eine solche Gelegenheit dar, das Publikum auf fürstliche Personen und deren fürstliche Verdienste so ungekünstelt aufmerksam zu machen, als hier der Fall ist, und daher halten Ew. Hochfürstliche Durchlaucht meine Freiheit zu Gnaden, Höchstdenenselben diese Schrift ehrfurchtsvoll zuzueignen, wozu ich theils durch Sintenis öfterer Erwähnung Ihrer fürstlichen Tu-

genden, theils durch die allgemeine Stimme der Zerbster Bewohner veranlaßt wurde, die noch immer Ihres glorreichen Namens, als ehemaligen Landesmutter, mit hoher Rührung gedenken. —

Möge die Vorsehung Dero Lebenstage auch ferner noch zum Segen der Menschheit verlängern, und wenn Höchstdieselben mein Unternehmen als schwachen Beweis der tiefsten Ehrfurcht vor den er-

habenen Verdiensten einer allgemein verehrten und geliebten Fürstin ansehen, so sind meine Wünsche erfüllt. —

Mit der grössesten Devotion verharre ich

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

Zerbst, im August
1820.

unterthänigster Diener

Friedrich Wilhelm von Schütz.

Vorerinnerung.

Als ich bald nach dem Tode des verewigten Sintenis, die Herausgabe seiner Lebensbeschreibung ankündigte, glaubte ich um so eher etwas vorzügliches leisten zu können, weil ich mich gegenwärtig an eben dem Orte aufhalte, wo dieser würdige Mann seit einer langen Reihe von Jahren als Kanzelredner wie als Schriftsteller sich gleich berühmt gemacht, und ich daher Gelegenheit hatte, die ächtesten Nachrichten über sein Leben und Wirken zu erhalten, was meiner Meinung nach, einem auswärtigen Biographen nicht so leicht werden konnte.

Hierzu kam die öffentliche Auffoderung einiger seiner Verehrer, sein Andenken durch ein Gemälde in Lebensgröße und ein Denkmal auf seinem Grabe zu feiern, und dieses veranlaßte mich um so mehr, seinen Verdiensten durch Darstellung der wichtigsten Vorfälle seines Lebens, gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, um so auch im Auslande manchem, der ihn kannte oder verkannte, zu beweisen, wie sehr wir Ursache haben, den — uns noch immer zu frühen Verlust — zu betrauern. — So kündigte ich also die baldige Herausgabe dieser Schrift an, jedoch traten mehrere Hindernisse ein, wodurch mein Unternehmen verzögert wurde, besonders weil ich glaubte, ein wohlgetroffnes Bildniß des Verewigten voran zu stellen, würde sein Andenken erhöhen, und dieses konnte nicht so schnell, als ich mir eingebildet hatte, geliefert werden.

Auch hatte ich mir die Beschreibung des Lebens und Wirkens dieses in so vieler Hinsicht

so schätzbaren Mannes leichter gedacht, als ich bei der Bearbeitung selbst die Erfahrung machte, denn grade dasjenige, worauf ich besonders gerechnet hatte, ich meine nehmlich meinen jetzigen Aufenthalt an eben dem Orte, wo er gelebt hatte, machte mir die Sache noch schwieriger, durch folgenden Umstand.

Kaum wurde mein Unternehmen bekannt, so erhielt ich eine Menge mündlicher und schriftlicher Anekdoten, doch so verschieden und zum Theil auch so unbestimmt vorgetragen, daß ich dergleichen Erzählungen unbenutzt lassen mußte. —

Die nothwendige Folge davon war, um nicht allzu kurz zu werden, ihn selbst, aus seinen erschienenen Schriften redend einzuführen, woraus man am deutlichsten wahrnehmen kann, wie er dachte und that; und auf diese Art glaube ich auch den Zweck einer Biographie am besten entsprechen zu können, um den Mann,

der in so vielem Betracht merkwürdig war, von Seiten seines geistigen und moralischen Zustandes kennen zu lernen. —

Ich habe hierzu nur einen kleinen Theil seiner Schriften gewählt, solche nehmlich, von denen ich glaube, daß die ausgezogenen Stellen ihn als Theologen, als Moralisten und als Kanzelredner vorzüglich karakterisiren, denn selbst seine Heftigkeit beim Anblick des Unrechts, es mochte ihn nun selbst oder Andre betreffen, sein hoher religiöser Sinn, aber auch seine freimüthigen Aeußerungen bei geistlichen und geistigen Gegenständen, das alles wird aus seinen eignen Worten, die ich öfterer angeführt habe, den Lesern deutlich werden. Mehrere seiner trefflichsten frühern und neuern Schriften, als z. B. die Menschenfreuden und der Mensch, ein überaus schätzbares Werk, durfte ich auf solche Art nicht benutzen, um nicht in den Fehler der Weitschweifigkeit zu fallen, und so hoffe ich wenigstens, daß man meiner Schrift

das Verdienst nicht absprechen wird, auch bei gedrängter Kürze keinen wesentlichen Umstand in dem Leben des achtungswerthen Sintenis übergangen zu haben.

Die Ursache, warum ich die früher projektirte Subscription nicht weiter unternommen habe, war besonders die damalige Ungewißheit, in Ansehung der Stärke und des Preises dieser Schrift.

Endlich muß ich mich noch einer Pflicht entledigen, und denen meinen Dank abstatten, die bereitwillig waren, mir über Alles was ich zu wissen verlangte, die gehörige Auskunft zu geben, und würde solche auch hier genannt haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, deren mir bekannte Bescheidenheit dadurch zu nahe zu treten.

So übergebe ich denn diese Bogen den Hinterlassenen und allen Freunden des unvergeßlichen Sintenis als Andenken seiner Ver-

dienste, und es wird mich freuen, wenn insbesondre Zerbsts Bewohner, meinem Unternehmen einigen Beifall schenken.

Zerbst, im August 1820.

Der Herausgeber.

Keine Gattung der Geschichtsforschung ist wohl lehrreicher, zugleich aber auch unterhaltender, als die Lebensgeschichte eines Mannes, der sich durch mündliche Vorträge wie durch Schriften unter seinen Zeitgenossen berühmt machte, und der also selbst bei der Nachwelt noch im Andenken bleibt. Es ist nicht genug, kalt und trocken zu erzählen, was er gethan oder vielleicht Nützliches geleistet hat, sondern der Mann muß ganz unpartheiisch geschildert werden, wie er war; wir müssen sein Innres kennen lernen, mit den Ansichten bekannt werden, die ihn früher oder später leiteten, mit den Gefühlen, die die Grundzüge seines Karakters ausmachten, überhaupt mit allem, was dahin gehört, selbst wenn vielleicht seine Handlungsweise, unsrer Meinung nach, hier und da Tadel verdienen sollte. Nur auf diese Art ist es möglich ein treffendes Gemälde zu erhalten, was überaus lehrreich ist; denn nur dann wird ein ganz andrer Karakter uns entgegen treten, als die äußre Erscheinung oder die bekannt gewordenen Anekdoten uns hatten erwarten lassen. Ueberhaupt kann die Lebensgeschichte eines Man-

nes, wenn er auch noch so berühmt oder beliebt war, nur dann interessiren, wenn wir ihn gleichsam selbst handeln sehen und selbst sprechen hören; wenn wir mit ihm denken, mit ihm empfinden können, da wo er seine Gefühle oder seine Ansichten entwickelt. Gelingt es nun dem Biographen, die hier aufgestellten Sätze in der Lebensbeschreibung eines berühmt gewordenen Mannes bestätigt zu sehen, so kann er hoffen, daß seine Arbeit lehrreich seyn werde, für die Zeitgenossen, so wie für die Nachkommen, und über vieles von Letzterem werden die Leser eine ganz andre Ansicht gewinnen, als sie vorher hatten, ja selbst dessen Schriften müssen dann um so viel interessanter werden.

Die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes zu liefern, wie der verewigte Sintenis war, scheint um so nothwendiger zu seyn, weil ausserdem ein solcher Gegenstand, ohngeachtet des vielfachen Interesses, sich dennoch unter der Menge berühmt gewordener Männer ihres Zeitalters leicht verlieren könnte. Das darf nicht geschehen, denn Sintenis freier Geist verdient um so mehr unsre Aufmerksamkeit, weil er gerade in einer Zeit gebohren wurde, wo das Denken in Glaubenssachen noch oft durch Erziehung oder wohl gar durch kirchliche Gesetze, hier und da gehemmt wurde; Sintenis hingegen durch manche verjährte Vorurtheile sich durcharbeitete, und in seinen Reden wie in seinen Schriften bewies, daß er keine Menschenfurcht

kannte, und selbst in geistlichen Dingen seine Privatmeinungen hegte, sie aber gewöhnlich auch so einzukleiden wußte, daß die strengen Orthodoxen ihn nicht gradezu verketzern konnten. Gewöhnlich sage ich mit Vorbedacht, denn zuweilen schien doch auch sein feuriger Geist zu vergessen, wie vorsichtig man in geistlichen Angelegenheiten seyn müsse, um bey schwachen Menschen oder anders Denkenden nicht anzustoßen. Er hat dieses in der Folge auch selbst eingesehen, zuweilen gegen seine Freunde frei bekannt, und dadurch den schönen Beweis seiner Aufrichtigkeit abgelegt, die einen Hauptzug seines Karakters ausmachte. Ueberhaupt, sein ganzes Leben von der frühesten Jugend an bis zum Greisesalter, könnte dem Pinsel einer Meistershand zu einem so schönen als interessanten Gemälde, den reichsten Stoff geben; doch der Maler, der ganz sein Ebenbild darstellen wollte, müßte zugleich ein Maler der Seele seyn, um jeden Zug seines Geistes in einem Kunstwerke aufzubewahren. Ich kann es nur wagen, einen schwachen Umriß zu liefern, so lange, bis vielleicht ein verdienstvollerer Biograph auftritt und das vollkommene Gemälde vollendet. So viel hoffe ich jedoch durch mein Unternehmen zu bewirken, die Hauptzüge seines Karakters zu zeichnen, und das Publikum, das ihn nicht persönlich, sondern nur durch seine Schriften kannte, darauf aufmerksam zu machen, daß gerade dieser Mann, seiner seltnen Talente wegen, beson-

ders verdient, daß sein Leben und vielfaches Wirken in geistlichen wie in weltlichen Dingen, im Andenken erhalten werde.

Auch mit der Familie eines so beliebten, als berühmten Mannes bekannt zu werden, kann den Lesern nicht anders als angenehm seyn, und so will ich denn von seinen nächsten Verwandten Nachstehendes bemerken: Sein Vater, M. Johann Christian Sintenis, ein Stollberger von Geburt, war früher Magister legens in Wittenberg, wurde zum Pagenlehrer nach Zerbst berufen, nachher Rektor der Bartholomäusschule, dann Archidiakonus an dieser Kirche, Konsistorialrath und designirter Superintendent, starb den 9ten Oct. 1771, und hinterließ eine Tochter und 4 Söhne, von denen dreie als Schriftsteller sich bekannt gemacht haben. Der Aelteste, Karl Heinrich, gebohren 1744, ein geschickter Schulmann, guter Lateiner und eifriger Beförderer der Vernunftreligion, ist als Verfasser vieler gemeinnütziger Schulschriften bekannt geworden; 1771 ward er Rektor in Torgau, und 1783 Rektor zu Zittau, privatisirte seit 1798 zu Zerbst und starb 1816. — Der jüngste Sohn, Johann Christian Siegmund, gebohren 1752 ist Verfasser einiger moralischen Romane und des väterlichen Raths an seine Tochter, 1785 wurde er Pastor zu Dornburg, und 1794 Amtsprediger zu Roslau, er ist noch am Leben und ist Vater von 3 Söhnen und

1 Tochter. Der zweite Sohn des oben gedachten ehemaligen Konsistorialraths M. Sintenis, Christian Friedrich, den 12ten März 1750 zu Zerbst gebohren, ist sowohl durch seine Kanzelgaben, als durch die Menge von herausgegebenen Schriften sehr verschiedenen Inhalts, im In- und Auslande, besonders bekannt geworden, und ist derjenige, von dem hier die Rede seyn soll.

Dieser würdige Geistliche gehörte ohnstreitig zu den fruchtbarsten und beliebtesten Schriftstellern für das große Lesepublikum. Eine Menge Romane, Predigt- und Erbauungsbücher, so wie Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung sind aus seiner Feder hervorgegangen, und es dürfte vielleicht kein Leseinstitut in Deutschland existiren, wo nicht seine Menschenfreuden, und so viele seiner theils launigen, theils moralischen Romane befindlich wären, so wie seine religiösen Werke — davon oft mehrere Auflagen erschienen sind — sich in den Händen eines großen Theils des gebildeten Publikums befinden, daher ich auch ein Verzeichniß seiner sämtlich herausgegebenen Schriften weiter unten zu liefern gedenke.

Als Jüngling genoß er sowohl Privatunterricht in des Vaters Hause, als auch auf der ehemaligen Bartholomäusschule in Zerbst, und machte unter Rektor Hora bedeutende Fortschritte im Hebräischen, wie in andern Sprachen und Wissen-

schaften, so daß er schon im 17ten Jahre 1767 die Wittenberger Universität beziehen konnte. Hier hörte er besonders in Theologie und Philosophie den General-Superint. Hoffmann, Probst Dr. Weikmann, Georgi und die Professoren Hiller und Schröckh.

Schon früh machte er den Versuch, als Schriftsteller aufzutreten, und es gelang ihm, den damaligen Geschmack des Publikums zu befriedigen. Irre ich nicht, so ist die Schrift betittelt: Mein Contingent zur Modelectüre ꝛc., eines der ersten literarischen Producte, die er beim Buchhändler Zimmermann in Wittenberg herausgab, und als Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn immer bemerkbar, doch was den wahren Gehalt betrifft, mit den darauf folgenden Schriften nicht in Vergleich zu setzen. Zimmermanns Buchladen, pflegte Sintenis oft zu sagen, habe ich zweimal durchgelesen, und wahr ist es auch, von daher schreibt sich seine erste literarische Bildung her, denn er las viel und fand reichliche Nahrung für seinen forschenden Geist um Wahrheiten zu prüfen und freimüthig denken zu lernen.

So vielen Fleiß er auch auf das theologische Studium wandte und überhaupt auf die Uebung seiner Denkkraft an allen ihm vorkommenden Gegenständen, so war es doch bei der Lebhaftigkeit seines Karakters unvermeidlich, daß nicht in der

Universitäts-Epoche so manche Jugendstreiche mit vorfielen, deren er sich noch im männlichen Alter erinnerte, und im traulichen Kreise seiner Freunde, auch gern zu erzählen pflegte. Dahin gehört unter andern folgende Geschichte: es war im dritten Jahre seines akademischen Lebens, da eben eines begangenen Muthwillens wegen, ein vier wöchentlicher Stubenarrest ihm zuerkannt wurde. Er schien sich willig in das erhaltene Urtheil zu fügen, stellte jedoch vor, ob er diese Strafe — um keine Kollegien zu versäumen — nicht in den Ferien erleiden dürfe, und man gestand ihm dieses zu. Als dieser Termin heranrückte, fragte er den damaligen Prorektor Hoffmann, ob, wenn der Fall einträte, es nicht erlaubt sei, während dieser Monatsfrist sich im Predigen zu üben, und auch hierzu gab ihm sein akademischer Richter die Erlaubniß, der überhaupt dem fleißigen Jüngling gewogen war, und den selbst dieser Antrag freute; aber kaum hatte er diese Erlaubniß erhalten, als er nach Coswig ritt, wo er schon vorher gehörig eingeleitet hatte, die Ferienzeit dort zuzubringen und einige Sonntage nach einander zu predigen. Natürlich, daß, wie er zurückkam, der Prorektor ihn deshalb zur Rede stellte, aber der junge Sintenis vertheidigte sich mit Freimüthigkeit, und erinnerte, daß man ihm bei Bestimmung des vier wöchentlichen Arrests, erlaubt habe, während dieser Zeit im Predigen sich üben zu dürfen; an welchem Orte

aber, ob in Wittenberg selbst oder im benachbarten Coswig, das sei ihm nicht vorgeschrieben worden. Diesmal, sagte der Prorektor lächelnd, der, wie sich von selbst versteht, auch zugleich sein Gönner war, möge diese Ausflucht so hingehen, drohte jedoch in vorkommenden Fällen, den Ort des Arrests genauer zu bestimmen.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Wittenberg kehrte er im Jahre 1770 ins Vaterhaus zurück, wurde Michaelis 1771 ordinirt, aber bald darauf erfolgte der unerwartet schnelle Tod seines Vaters; denn dieser starb am 9ten October, nach einem frohen Abend im Kreise seiner Familie, plötzlich in den Armen des Sohnes.

Zu Michaelis 1772 wurde er Gehülfsprediger des Pastor Georgi zu Niederlepte, und ein halbes Jahr darauf bekam er die Pfarre zu Bornum, welche beide Landpredigerstellen im ehemaligen Anhalt-Zerbstischen waren. Seine Jugend sowohl, als besonders sein lebhaftes Temperament waren ohnstreitig die Ursache, daß er dem Landleben keinen Geschmack abgewinnen konnte, so wie er überhaupt mehr Neigung hatte, Docent auf einer Universität, als Dorfprediger zu werden; doch mehrere Umstände hinderten ihn an Befriedigung seines Lieblingswunsches, und das Schicksal schien ihn bestimmt zu haben, statt Jünglinge in Wissenschaften zu unterrichten, Lehrer der gesammten Mensch-

heit zu werden, und — als ausgezeichneter Kanzelredner und Schriftsteller in den Köpfen seiner Zeitgenossen ein Licht anzuzünden, welches ihre Ideen aufklärte und noch in der Zukunft von Nutzen sein wird. —

So blieb also, nach dem Ableben seines Vaters, sein Lieblingswunsch, eine akademische Anstellung zu bekommen, unerfüllt, und da er dem Landleben, damals wenigstens, nicht hold war, nahm er den Ruf an, in seiner Vaterstadt als Diakonus an der St. Trinitatiskirche, im Jahre 1773 mit dem Karakter eines Konsistorialassessors angestellt zu werden. Im Jahre darauf den 15ten April geschah seine Verheirathung mit der Tochter des Rentkammeraths Schröter in Zerbst und 1776 ward er zum Konsistorial- und Kirchenrath ernannt.

Mehrere Jahre lang stand er seinem Amte mit Ruhme vor, das heißt: er war Priester in Wort und That, er tröstete die Bedrückten, half wo er konnte, und belehrte seine Zuhörer auf der Kanzel über Religionswahrheiten auf eine dem Zeitgeiste angemessene Art, wie es vorher noch nie geschehen war, so daß er bei allen, denen es um Aufklärung und wahre Religionserkenntnis zu thun war, auch allgemein beliebt war, und nur von wenigen Personen, seiner Freimüthigkeit wegen, zuweilen verkannt wurde. So viel Gutes er auch sowohl öffentlich als im stillen wirkte, so war das Jahr

1783 doch besonders bemerkbar, denn in diesem äußerte er sich vorzüglich als Zerbster Patriot und Menschenfreund im eigentlichen Sinne des Worts, indem er sich des Armenwesens unaufgefodert annahm, welches damals sich in traurigster Verfassung befand. Diese Unternehmung karakterisirt den Verewigten von Seiten seines Herzens zu schön, um als treuer Biograph, alles was dabei vorgefallen, nicht ausführlich bemerken zu müssen, fest überzeugt, daß meinen Lesern die treue Darstellung seiner Handlungsweise in dieser Angelegenheit, einer der interessantesten Vorfälle sein wird.

Zwar existirte in Zerbst eine öffentliche Allmosenkasse, aber die Bürger trugen nichts dazu bei, sondern sie erhielt sich blos durch Milde des Fürsten, der aus seiner Kammer monatlich 70 Thaler an sie zahlen ließ. Die Bürger gaben blos vor den Thüren. Es ward gebettelt zu jeder Tageszeit, aber vorzüglich war der Sonnabendmorgen die wahre Bettelzeit, wo Hunderte die Straßen durchzogen. Als nun der monatliche fürstliche Beitrag, durch den die Armenkasse eigentlich bestand, nicht mehr pünktlich erstattet wurde und endlich gar ausblieb, da erreichte auch, wie sehr begreiflich ist, die Noth den höchsten Grad.

Die in Zerbst wohnenden adelichen Familien hatten unter sich ein gesellschaftliches Theater errichtet, und entschlossen sich eine Vorstellung zum

Besten der Armen zu geben. Die Einnahme betrug 82 Thaler, die man dem Armenfreund Sintenis einhändigte, und — nun trat er seine Wanderungen zu den Hütten der Elenden in der Stadt und den Vorstädten an, und entschloß sich auch, die Kanzel so menschenfreundlich zu benutzen, wie gedachte Familien ihre Bühne benutzt hatten, und daher kündigte er an, eine Predigt für die Armen zu halten. Man hatte ihm die Erlaubniß gegeben, von oben gedachten 82 Thalern, zur Austheilung für die Armen bestimmt, 35 Thaler in Händen zu behalten, um sie zum ersten Fond zu benutzen, Leidenden in Zukunft auf der Stelle zu helfen. Die gehaltene Predigt hatte zuerst den Vortheil, daß die 35 Thaler binnen wenig Tagen zu 88 Thaler anwuchsen, wiewohl wir weiter unten hören werden, daß diese Predigt, so wie die darauf folgenden, eine noch weit bedeutendere Summe einbrachten. Das war auch sehr natürlich, denn wahrlich, wer diesen Kanzelredner hörte oder auch nur las, den mußten auch dessen Worte, aus der Fülle des Herzens gesprochen, ergreifen und zum Mitleid bewegen.

Er wußte sehr gut, daß Menschen und besonders einige von seinen Gegnern, die Frage aufwerfen würden: warum grade er sich dazu erbiete, die Sache der Armen zur seinigen zu machen, und suchte also diese und ähnliche Fragen im voraus zu beantworten, denn er bewieß, daß es Pflicht

der Geistlichen sei, sich um die Armen ihres Orts zu bekümmern, und setzte hinzu: „Fürwahr, wenn „ein Prediger weiter nichts thut, als daß er Sonn„tag für Sonntag hintritt und predigt, und neben„bei etwa einige Amtshandlungen verrichtet, deren „jede ihm noch besonders bezahlt wird, so sage ich „es frei heraus, daß er zu denjenigen Dienern im „Staate gehört, die zu hoch besoldet werden, und „zwischen deren Einkünften und Wirksamkeit gar „kein Ebenmaas ist ꝛc."

Er beschrieb den Jammer, der ihn ergriffen, als er die Woche vorher alle Gassen der Stadt durchwandert und viele Häuser, Hütten und Winkel der Elenden durchkrochen hatte; beschrieb diese Scenen auf eine Art, wie er wohl wußte, daß es selbst den hartherzigsten Menschen erschüttern müsse. Ich will nur eine Stelle anführen, wiewohl ich gern die ganze Predigt abschreiben möchte, um denen, die sie nicht kennen, einen Begriff von der Art zu machen, wie er die Herzen seiner Zuhörer in solchen Fällen zu rühren verstand. „Es ist nun so weit in unsrer Stadt gekommen, daß bereits Menschen, die Alters, Schwachheits und Krankheits halber nicht mehr vor unsern Thüren betteln können, nichts mehr zu verkaufen, keine Verwandte und Freunde haben, die sie unterstützen mögen, aus Mangel aller Pflege und Wartung jämmerlich leiden, und aus Mangel der Reinigung,

aus Mangel an Arzenei und — ach Gott, der Gerechte erbarmt sich doch sonst auch sogar seines Viehes — aus Mangel an Essen und Trinken wirklich umkommen. Ja, dies ist Wahrheit, schaudervolle, Obrigkeit und Unterthanen bewegende, Wachende und Träumende erschütternde Wahrheit. Eine Person in unsrer Stadt, die im höchsten Grade schlaglahm und blutarm da lag, wollte sich erhenken, und würde es gethan haben, wenn sie Kräfte dazu gehabt. Ich muß gestehen, daß an ihrem Jammerlager alle meine Gründe wider den Selbstmord ihre Kraft verloren. Wo steht es denn befohlen, sprach sie, daß ich, wenn ich einmal als eine von aller Welt Verlassene sterben muß, einen Tod von drei Tagen aus Hunger leide, da ich durch einen Zug am Strick von der Welt kommen kann?" So fuhr er in Beschreibung der schauderhaftesten Scenen fort, von denen er Augen- und Ohrenzeuge gewesen war, und dann that er Vorschläge um die Quellen des Elends wenigstens zu hemmen und zu vermindern. Er bat um Unterstützung, versprach selbst die Mühe zu übernehmen, das Geld auszutheilen, und erbot sich genaue Rechnung darüber abzulegen. „Meine Brüder! (sagte er am Schluß) bei dem Segen Gottes, der auf euren Häusern ruht — bei den Freuden der künftigen Welt — bei den Leiden unserer blutarmen Mitbürger — bei ihrem letzten Röcheln im Tode — bei eurem und bei meinem

Grabe — ich bitte, flehe, ringe zu euch, laßt mich nicht ohne Unterstützung dabei 2c."

Seine Bitte wurde erhört, denn nun hatte er, wie bereits erwähnt worden, 88 Thaler in Kasse. „Fürst Friedrich August, sagt er an einem Orte, welcher abwesend war, war für mich unerreichbar, aber Fürstin Friederike Auguste Sophie, seine Gemahlin, die damals zu Basel lebte, nicht."

Er hatte ihr nehmlich ein Exemplar seiner gedruckten Predigt geschickt, sie ließ ihm darauf antworten und ließ ihm 20 Louisdor für die Armen überreichen, zu welchen ihre wackere Hofdame noch 10 gelegt hatte. Nun ließ Sintenis, der Armenfreund, alle Bettler nach seinem Garten berufen, akkordirte mit ihnen auf ein Gewisses wöchentlich, wogegen sie angeloben mußten, nie wieder vor den Thüren zu betteln.

Er hielt nun eine zweite Predigt: über das Unheil, welches die öffentliche Betteley anrichtet und schilderte darin den Nachtheil eines solchen Unwesens mit so lebendigen Farben, daß der Wunsch, solches zu steuern, allgemein werden mußte. Den Anlauf und Ueberlauf der Bettler, die Störung in Geschäften und der häuslichen Ruhe abgerechnet, bewies er auch, daß Unsittlichkeit im höchsten Grade dadurch befördert werde. Man privilegirt gleichsam auf solche Art zur Heuchelei, sagte er unter andern, denn um unsrer Barmher-

zigkeit gewiß zu seyn, müssen sie sich krank, lahm, gebrechlich, taub und stumm stellen. Um zur Barmherzigkeit zu bewegen (fuhr er fort) mißbrauchten sie das Gebet dazu, Kinder besonders machten den größten Theil der öffentlichen Bettler aus, die roh und ohne alle menschliche Bildung, wie die Thiere auf dem Felde aufwachsen, der Arbeitsamkeit entwöhnt, unbrauchbare Subjecte für ihre ganze Lebenszeit werden ꝛc. Nachdem er nun durch diese und mehrere Gründe den Nachtheil der öffentlichen Bettelei gezeigt hatte, erbot er sich, selbst in der ganzen Stadt herum zu gehen, um Subscription zu veranstalten, machte auch nach der Predigt den Anfang damit, und hieraus entstand gleich zum erstenmale eine Monatssumme von 150 Thlr.

Auch von dieser zweiten Predigt schickte er ein Exemplar an die Fürstin nach Basel, meldete den Erfolg davon, und sie trat nun in unmittelbare Korrespondenz mit ihm, und schickte ihm auch folgende eigenhändig geschriebene Vollmacht:

„Es ergeht hierdurch an den Herrn Konsistorialrath Sintenis, der sich das Armenwesen so eifrig und nützlich angelegen seyn läßt, der Auftrag von mir, die Versorgungsanstalt der Armen aufs Beste zu betreiben und auszuführen. Ich habe daher nöthige Befehle ertheilt, daß Ihnen keine Hindernisse in den Weg gelegt, sondern daß Sie gehörig sollen unterstützt werden, und daß Sie das-

jenige ausführen können, was der Fürst, mein Herr Gemahl, schon längst aufs wohlmeinendste zu wiederholtenmalen befohlen haben. Wo es nöthig ist, werden Sie diese Vollmacht vorweisen, daher solche mit meiner Unterschrift und Insiegel bekräftige. Basel, den 17ten Sept. 1783.

Friederike Auguste Sophie,
Fürstin zu Anhalt, geb. Fürstin zu Anhalt.

Mit dieser Vollmacht trat Sintenis nun hervor, fühlte sich zu seinem Vorhaben neu gestärkt, und im Monat Oktober betrug die Einsammlung schon 166 Thlr., im Novemb. 170 Thlr. und am Schlusse des Jahres hatte man 219 Arme theils versorgt, theils unterstützt und noch einen bedeutenden baaren Vorrath. Der monatliche fürstliche Beitrag zu dieser Kasse ward nun 120 Thlr., bei welcher Gelegenheit Sintenis mit Recht die Frage aufwirft: wo ist eine Stadt von der Art wie Zerbst, welche jährlich 1440 Thlr. für ihre Armen, von ihrem Fürsten allein erhält? —

Er fuhr unermüdet fort, sich der allgemeinen Austheilung an die Armen zu unterziehen, verrichtete sie so lange in seinem eignen Hause, bis man ein öffentliches Armenhaus erhielt, welches ebenfalls die für Zerbst unvergeßliche Fürstin verschafte. Sie gab dem redlichen Armenfreund Sintenis Auftrag, ein Haus zu diesem Behuf zu kaufen,

und es geschah; er beklagt sich aber in einer öffentlichen Schrift darüber, daß gewisse Leute ihm den Vorwurf gemacht, es sey nicht erlaubt, daß Sintenis die Fürstin so ums Geld brächte. Einen andern an seiner Stelle würden dergleichen Vorwürfe tief gekränkt, vielleicht muthlos gemacht haben; bei ihm aber war das nicht der Fall, im Gegentheil fuhr er nun um so muthiger fort, das angefangene Werk zur Vollendung zu bringen.

Der Winter 1783 war äußerst streng, so daß es unmöglich war, daß die Armen von ihrem Wochengelde das nöthige Holz kaufen konnten; da setzte ihn nun der Druck der Predigten in Stand, vom 14ten Nov. bis zum 13ten Februar fünf große Holzaustheilungen an alle Bedürfende veranstalten zu können. Auch die Adelichen gaben abermals auf ihrem Gesellschaftstheater eine Vorstellung zu Holz für die Armen, welche über 50 Rthlr. einbrachte, womit also bis zum 5ten März die Nachwehen des Winters getilgt wurden.

Bis dahin hatten beide Predigten theils durch Verkauf, theils durch besondere Geschenke von Auswärtigen 909 Thaler eingebracht, welche Summe er ganz der guten Sache gewidmet und zu Holzaustheilungen, zu einer Armenschule, Waisenversorgung, Krankenpflege, Apothekerrechnungen und dergleichen verwendet hatte.

Vor ein Gericht über die Anwendung dieser Summe Rechenschaft abzulegen, hielt er sich nicht

für verbunden; aber er wählte 6 Männer seiner Vaterstadt dazu, um seine Rechnung zu justificiren, schickte sie sodann nach Basel, und die Fürstin versah sie gleichfalls mit eigenhändiger Quittung unter Bezeigung ihrer vollkommensten Zufriedenheit, bemerkte auch dabei, daß das Geheimeraths-Kollegium diese Rechnung zu Sintenis immerwährendem Andenken aufbewahren solle. —

So viel er nun auch bereits für das Zerbster Armenwesen gethan hatte, so ließ er es doch dabei nicht bewenden, sondern trug darauf an, daß an dem ersten damaligen großen Bußtage alle Stadtprediger eine Predigt über die Armen-Angelegenheit zu halten befehligt würden, und die Kollekte an diesem Tage in den Becken an den Kirchthüren betrug 40 Thaler. Seine gehaltene Predigt ließ er, so wie die erstern beiden, ebenfalls drucken, durch welchen Verkauf er eine Summe von 190 Thalern bekam, womit er einen Theil der außerordentlichen Ausgaben der Almosenkasse bestreiten konnte, und meublirte auch die Stube im Armenhause, welche zur Zusammenkunft der Kommission und zur Austheilung der Almosen bestimmt war: denn es war wohl nichts natürlicher, als daß er von diesem Geschäft in seinem Hause gern befreit seyn wollte.

Der Druck dieser dritten und letzten Armenpredigt sollte nicht allein zu einer abermaligen Ein-

nahme dienen, sondern auch zur Ergänzung der Geschichte der Sache für das auswärtige Publikum, und deshalb gab er zugleich Rechenschaft von allem, was bisher geschehen war; legte aber auch seinen Zuhörern nachdrücklich ans Herz, im Guten nicht müde zu werden, sondern fortzufahren, um das angefangene Werk auch ferner zu unterstützen.

Um zu beweisen, daß — wie er sich selbst ausdrückt — er ein Mann war, der ohne Umschweif handelte, sey es mir erlaubt, eine Stelle dieser Predigt hier wörtlich anzuführen:

„Dank, heiligen, ehrfurchtsvollen Dank unserer Landesherrschaft für ihren edelmüthigen Zutritt zur Sache! Dank allen hiesigen obrigkeitlichen Personen, die früher oder später sich für diese Angelegenheit thätig bewiesen! Dank allen meinen Mitbürgern, die sie unterstützten! Dank auch denen, die mich deshalb, daß ich unverkennbares Gutes stiftete, anfeinden konnten. Ich bin ihnen mehr schuldig, als ich anfangs glaubte. Sie haben mich Weltklugheit gelehrt, an der es einem Manne, wie mir, der ohne Umschweif handelt, dismal zum Glück noch gebrach. Sie haben mich offenbar moralischbesser gemacht. Sie haben meine Kenntnisse von meiner eigenen Vaterstadt ausgebildet: denn, so wie ich manchen meiner Mitbürger nun nach unternommener Sache höher schätze, den ich sonst gewiß nicht genug schätzte: so

weiß ich nun auch, daß ich manchen andern hoch-geschätzt habe, der nie ein Gegenstand meiner Achtung zu seyn verdiente. Wollen sie ferner einen Gegenstand ihres Hasses haben: so bitte ich sie, daß sie, da sie nur zwischen der Sache und mir zu wählen haben, lieber mich dazu nehmen. Ich glaube, daß ich es eher aushalten könne, als jene. Ich kann für mich reden; aber die Sache kann es nicht für sich ꝛc."

Man sieht aus dieser Stelle der Predigt, so wie aus mehrern, daß er, ohngeachtet der Zeit, Mühe und Kosten, die er auf das Armenwesen verwendet, dennoch eben dadurch sich viele Feinde und nachtheilige Reden zugezogen habe. Das alles war nicht im Stande, ihm in seinem Vorsatz, das Armenwesen zu vollenden, nur im geringsten wankend zu machen; im Gegentheil konnte man das Müdewerden in Thätigkeit durchaus nicht bemerken; und nachdem er glaubte, Alles in gehörige Ordnung gebracht zu haben, ließ er seine vom Januar 1784 an geführten monatlichen Rechnungen von der nun ernannten Armenkommission quittiren, und übergab im Mai die öffentliche Sache mit einem baaren Vorrathe von 150 Thalern.

„Das Buch," sagte er am Schlusse dieser dritten Armenpredigt, „in welchem ich Alles, was ich einnahm und ausgab, aufschrieb, soll unter allen noch das letzte seyn, in dem ich blättere, und

mein ältester Knabe soll es einst, als meinen schönsten Nachlas, aus meinen Händen empfangen und es wieder seinen Kindern lassen, damit es bleibe langer Reiz zur Nachahmung und zum Segenstiften meinen Nachkommen noch."

Mit Recht nannte er es den schönsten Nachlaß, den er seinen Nachkommen hinterlassen konnte, und um solchen für diese noch interessanter zu machen, schrieb er in gedachtes Buch, das er unter dem Titel: Bessre Armenanstalten zu Zerbst auf das sorgfältigste geführt hatte, folgende so merkwürdige Worte:

„Mit Dankthränen im Auge sehe ich heute auf „mein vollbrachtes Werk zurück. Mein ganzes „Herz ist dafür Gebet zu Gott. Sein Segen, „der mich dabei so augenscheinlich unterstützte, soll „mir, so lange ich lebe, der stärkste Antrieb zur „Rechtschaffenheit seyn. Du aber, Fritz, mein „erstes Kind, nimm, wenn ich meine Augen „schließe, das Buch nach dir, und betrachte es als „das schönste Erbtheil, das ich dir hinterlies. „Lies oft darin mit deinen Geschwistern, und „stärke dich und sie dadurch, wenn dein Vater „längst nicht mehr ist, und wenn die Hand, wel„che dies schrieb, schon lange vermodert sein wird, „in Frömmigkeit, in Menschenliebe und im Ver„trauen auf Gott. Glaube, daß es dir wohlge„hen werde, wenn du deinem Vater nachahmst.

„Er hatte keinen Reichthum, als er dies schrieb;
„aber durch Gutesthun fühlte er sich recht reich,
„und war an diesem Tage in seinen Gedanken der
„reichste Mann in ganz Zerbst. Ruft dich einst
„auch der Vater der Menschen ab, so gib dies
„Buch deinem ältesten Kinde wieder, und stirbst
„du ohne Kind, so gib es dem ältesten unter dei-
„nem noch lebenden Geschwister. Es soll bleiben
„langes Denkmal eures Vaters, der keinen Lei-
„chenstein und keine Leichenpredigt haben will, in
„eurer Familie, und Antrieb zur Rechtschaffenheit
„euren spätesten Nachkommen noch. In jener
„Welt umarme ich dich, lieber Fritz, noch mit
„Freuden dafür."

Uebrigens blieb er noch immer bei der Kommission, nahm nach wie vor Antheil an ihren Geschäften und auch an der wöchentlichen Austheilung. Das Armenhaus ward eingerichtet. Die Baumaterialien bekam man von der fürstlichen Kammer unentgeldlich, und das Arbeitslohn ward ebenfalls auf mancherlei Weise durch milde Gaben herbeigeschafft. Auch die großmüthige Fürstin trug dazu bei. So bezahlte sie auch im Jahre 1784 66 Thaler und im Jahre 1785 115 Thaler Holz für das Armenhaus, so wie sie denn auch bis zur wirklichen Landesvertheilung, nach dem Tode ihres Gemahls, jährlich das nöthige Brennholz für besagtes Haus mit freier Anfuhre geschenkt hat. Sintenis sagte an einem Orte, da die Fürstin

Coswig zu ihrem Wohnorte gewählt hatte: „Zerbst, von dem sie nun getrennt lebt, müsse „nie aufhören, ihr Andenken als das Andenken „seiner ehemaligen wahren Landesmutter zu „segnen.“

Dem Armenhause gab er die Aufschrift: „Der öffentlichen Wohlthätigkeit von F. A. S. F. Z. A. Z.“ (Friederike Auguste Sophie, Fürstin zu Anhalt-Zerbst). Im Hause selbst ließ er einen Armenstock setzen mit der Inschrift: „Der stillen Wohlthätigkeit“, und die Fürstin legte auch hier das erste Opfer ein.

Ueberzeugt, daß es viele, selbst auswärtige Leser interessiren wird, wenigstens eine summarische Uebersicht von den Einnahmen und Ausgaben dieses Armenwesens zu bekommen, soll Folgendes hier bemerkt werden: Der Vorrath der Almosenkasse am Schlusse des Jahres 1784 bestand in 114 Thalern, am Schlusse 1785 aber in 141 Thalern. In diesem Jahre geschah auch das, was Sintenis zum Bestande der guten Sache gewünscht hatte, nämlich solche unter obrigkeitlicher Oberaufsicht fortzusetzen. Ein edler von Kalitsch, sagt er an einem Orte, — russisch-kaiserlicher Geheimerath, — der einst den Zerbster Dienst verlassen hatte und jetzt wieder in selbigen trat, ward Konsistorialpräsident, und nahm sich des Armenwesens vorzüglich an. —

Die Fürstin, welche bereits so viel gethan hatte, bestimmte sich zu einem monatlichen Beitrage von 20 Thalern, und so bekam man am Schlusse des Jahres 1786 einen Vorrath von 633 Thalern.

Jährlich vermehrte sich durch Sintenis Bemühen die Einnahme sehr bedeutend, und es konnten auch mehrere Arme, als in den erstern Jahren, unterstützt werden.

1793, das Sterbejahr Friedrich Augusts, war auch das Jahr, in welchem das Fürstenthum Zerbst seine Existenz verlor. Aus dem Testamente des der Stadt Zerbst unvergeßlichen Ayrer, Besitzer der Gold- und Silber-Fabrik, erhielt das Institut ein Legat von 4000 Thalern, und aus dem Testamente des Raths Thies ein Legat von 400 Thalern. Hierzu kamen 561 Thaler als Rest der in der Landesregierung deponirten russischen Korngelder; folglich die Einnahme in diesem Jahre nebst Vorrath 9320 Thaler; und der Ueberschuß, nach Abzug der Ausgabe von 3437 Thalern, wurde ausgeliehen. So verfuhr man in den folgenden Jahren, 94, 95, 96 und 97, so daß die übrigbleibenden Gelder von Zeit zu Zeit belegt wurden.

Zu Ende des Jahres 1797 geschah die Theilung des Fürstenthums Anhalt-Zerbst unter die übrigen drei fürstlichen Häuser von Anhalt. Die

drei regierenden Herren zogen die Loose auf dem Schlosse zu Dessau, und Stadt und Amt Zerbst wurde Dessau zu Theile. Zu Neujahr 1798 hatte Zerbst den neuen Landesherrn, Fürsten Franz, und das Armenwesen hatte unter seiner Regierung den besten Fortgang. Auch der so ansehnliche herrschaftliche Monatsbeitrag von 120 Thalern zur Kasse blieb und bleibt auch auf immer!

Das Jahr 1802 war für das Armenwesen das merkwürdigste, indem der Fürst beschloß, der ganzen öffentlichen Bettelei in seinem Lande ein Ende zu machen, und dieser Gedanke reifte zum Plane einer Zwangsarbeitsanstalt, wurde auch schnell ausgeführt, und so waren also die Bettler wie verschwunden.

Der 23ste August 1783 war der letzte Bettelsonnabend in der Stadt Zerbst gewesen, in welchem Jahre der Grund eines so trefflichen Instituts, als das Armenwesen ist, gelegt wurde, auch von Jahr zu Jahr erhalten und so verbessert worden, daß gegenwärtig die Fortdauer ganz unbezweifelt ist. — Das alles war Sintenis Werk, er hat's als Privatmann ausgerichtet, zuerst ohne fremde Hülfe, ja widerstanden zum Theil von den damaligen Obern; und daher verdiente auch die Ausführung eines so ruhmvollen Werks eine so ausführliche Anzeige.

Wer sollte wohl glauben, daß ein Mann wie Sintenis, der so edel als menschenfreundlich gehandelt und so viel Gutes für die Stadt gestiftet hatte, daß, sage ich, ein solcher Patriot selbst in seiner Vaterstadt eine feindselige Behandlung von mehrern Seiten erfahren mußte? und doch war es der Fall, wie die Verfolgungsperiode beweiset, die er vom Jahre 1789 an, zu seiner nicht geringen Kränkung, erlitten hat.

Es war bei diesen ihm bereiteten Verfolgungen wohl nicht allein darauf angelegt, ihm Verdruß und Schimpf zu machen, sondern es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Plan noch weiter ausgedehnt war, und dahin ging, ihn um Amt und Brod zu bringen. Man muß hierüber selbst das nachlesen, was er in der aktenmäßigen Darstellung niedergeschrieben, um sich davon zu überzeugen, wie weit man diese Sache gegen ihn getrieben hat, und wer die Hauptpersonen dabei waren.

Sintenis vertheidigte sich als Mann, den es schmerzte, seine Ehre gekränkt zu sehen; aber man kann auch nicht leugnen, daß in dieser Gegenschrift manche Bitterkeiten enthalten waren, wodurch er seine Gegner nur noch mehr reizte. So z. B. räumte er ein, daß er einige Montagspredigten durch Andre habe halten lassen (weshalb man ihm Vorwürfe gemacht), entschuldigte sich

aber damit, daß er mitunter kränklich gewesen sey, welches daher gekommen, weil er auf der Kanzel warm geworden, indem er keine alten Predigten halte, und seine Predigten auch nicht ablese. Solcher und ähnlicher beißenden und für seine Kollegen anzüglichen Schreibart wegen wurde er sogar in 10 Thaler Strafe condemnirt; es konnte ihn aber nicht abhalten, bei vorkommenden Gelegenheiten noch weit härtere Ausfälle zu machen.

Die Sache gieng nun immer weiter. So z. B. konstituirte ihn das Zerbster Konsistorium über ein Buch, das reine Christenthum betitelt, und zwar auf ein — Es verlaute, daß er solches geschrieben habe. „Der Tag, an „welchem ich verhört ward (das sind seine eignen „Worte), war der 25ste Sept. 1789 nach Christi Geburt. Biedre Deutsche! merket ihn — „ein Tag, iedes Inquisitionsgerichts, sei es in „Madrid oder Venedig, würdig; also dieser Tag, „sage ich, wird in meiner ganzen Lebensgeschichte „immer der nächtlichste bleiben. Es ist schrecklich, wie viel ich mir an ihm habe gefallen lassen „müssen. Zu einem Verhör ward ich citirt, und „ein dreifaches, gegen deren folgendes sich mein „Herz immer mehr empören mußte, als gegen „das vorhergegangene, mußte ich ausstehen, und „das alles — ohne vorher zu wissen, worüber ꝛc.“

Daß der redliche Sintenis über ein solches Verfahren äußerst aufgebracht war, darüber kann man sich um so weniger wundern, wenn man bedenkt, daß man ihn z. B. nicht blos fragte: ob er Verfasser dieses Buchs sey, sondern auch, ob er sich zu den in dieser Schrift vorgetragenen Lehrsätzen bekenne? — Seine Antwort war: „Das „ist wahre Inquisition, und ich bitte, mich mit „solchen Fragen zu verschonen; überhaupt — „fuhr er fort — muß ich mir das persönliche Er„scheinen und die mündlichen Vernehmungen ver„bitten, weil ich — mein Temperament kenne rc.“

Hierauf requirirte das Zerbster Konsistorium sogar das Berliner Kammergericht, um den Buchhändler Wever sowohl als seinen Diener vernehmen zu lassen: ob Konsistorialrath Sintenis Verfasser des gedachten Buchs sey, und wie viel Honorarium er dafür bekommen habe? Des Buchhändler Wevers Antwort fiel sehr nachdrücklich aus, denn er erklärte, gedachtes Werk sey dem Berliner Oberkonsistorium zur Censur vorgelegt und das Imprimatur unbedenklich ertheilt worden, folglich erachte er sich nicht schuldig, den Verfasser namhaft zu machen, und hoffe, daß ein hochpreisliches Oberkonsistorium dem Zerbstischen Konsistorium ein so unbefugtes Gesuch gegen königl. preußische Unterthanen abschlagen werde. Er werde in dieser

Sache gar nichts aussagen, und wiederhole: daß er es unerhört dreust vom Zerbstischen Konsistorium finde, ihn über dergleichen zur Rede zu stellen. — Auch der Handlungsdiener des Buchhändler Weyer wurde ebenfalls eidlich abgehört, und seine Aussage gieng dahin: daß er zwar den Autor wisse, aber auch eben so gut seine Pflicht kenne, davon ohne Vorwissen seines Principals nicht zu sprechen. Er könne aber mit gutem Gewissen beschwören, daß Sintenis nicht Verfasser dieses Werks sey.

So war also der Plan seiner Gegner abermals mißlungen, und dennoch fuhr man fort, einen andern Versuch dieser Art zu machen, und Sintenis über ein Gespräch zu vernehmen, das er unter vier Augen mit einem seiner nahen Verwandten gehalten und sich unter andern einen Volkslehrer genannt hatte, was man ihm ebenfalls zum Verbrechen machen und so deuten wollte, als könne leicht dadurch ein Volksaufruhr entstehen. —

So bündig nun auch Sintenis Vertheidigung ausfiel, der, sehr natürlich, nicht begreifen konnte, warum er als Prediger nicht das Recht habe, einen Volkslehrer sich zu nennen: so schickte man demohngeachtet die Akten an die Juristenfakultät zu Wittenberg, und wirklich erkannte solche, zum Erstaunen aller Rechtsgelehrten: „daß man dem Konsistorialrath Sintenis

„einen ernstlichen Verweis geben solle, und daß „er, bei Vermeidung ernstlicher Ahndung, sich „des Prädikats: Volkslehrer zu enthalten, „auch die aufgelaufenen Unkosten zu erstatten „schuldig sey.“

Dieses so auffallende Urthel veranlaßte ihn nicht nur, der Wittenberger Fakultät in der deutschen Zeitung manche Bitterkeit zu sagen, weil man ihm das Amt eines Volkslehrers, zu dem er als protestantischer Prediger berufen sey, habe absprechen wollen; sondern auch in der Folge rügte er in einer besondern Druckschrift: daß man einen Expressen nach Wittenberg geschickt, und daß der Bote sogar auf das Urthel habe warten müssen, damit um so schneller die Schadenfreude seiner Feinde gesättigt wurde. Er selbst hat sich darüber, besonders, was den Urthelsverfasser betrifft, in der aktenmäßigen Darstellung ꝛc., seinem feurigen Karakter gemäß, sehr stark ausgedrückt, und wenn einige Leser, welche sich die Mühe geben, diese Stellen nachzuschlagen, solche Ausfälle für zu hart halten sollten: so kann man ihnen wohl mit Recht antworten, daß es einem Manne von seinem Stande, der ein öffentliches geistliches Amt verwaltete, und der sich erst neuerlich für die Armen derselben Stadt, in der er so gemißhandelt wurde, fast aufgeopfert hatte, daß, sage ich, einem solchen Manne nicht zu verdenken

war, wenn er über liebloses Verfahren dieser Art in Hitze gerieth, und über das alles, was ihn nothwendig tief kränken mußte, bei vorkommender Gelegenheit mit Bitterkeit sprach.

Jenes gedachte mündliche Verhör war auf sein gerechtes Begehren kaum abgebrochen und in eine schriftliche Vernehmlassung verwandelt worden, als ihm die Kommission eröffnete, daß noch eine dritte Sache obwalte. Es betraf nämlich ein Gespräch, das er mit zweien seiner Freunde gehalten, und sich über das Verfahren des Konsistoriums beklagt, auch geäußert hatte, er würde, wenn man ihn schlechterdings zur Nothwehr zwänge, sich aufs äußerste zu vertheidigen suchen.

Mit Recht sagt der tief gekränkte Sintenis bei Gelegenheit dieser neuen Vernehmung über ein Privatgespräch, das er gehalten hatte: „Deutsche! was denkt ihr zu solcher Sitte und Brauch, „daß ein Prediger über ein Gespräch, das er mit „andern Predigern hält, gerichtlich vernommen werde? Ist dies nicht der Weg, alle gesellschaftliche Bande zu zerreißen, die Menschen aus „einander zu scheuchen, und Freund gegen Freund, „Amtsbruder gegen Amtsbruder mißtrauisch zu „machen ꝛc.“

Am meisten empörte ihn der Gedanke, daß seine Ankläger auch zugleich seine Richter waren, daher er solche durchaus nicht anerkennen wollte,

und sie verwarf; aber demohngeachtet nahm man auf seine Beschwerden gar keine Rücksicht, und die einmal gefällte Sentenz sollte in ihrer Kraft bleiben.

So unmöglich es war, daß nicht alle diese Vorgänge einen höchst unangenehmen Eindruck auf Sintenis gemacht haben sollten, so ausgezeichnet war dabei seine Unbefangenheit und Furchtlosigkeit. Gewöhnlich schwieg er über alles, was gegen ihn unternommen ward, selbst gegen seine Familie; und je ungerechter das Betragen seiner Feinde und das Verfahren seiner Vorgesetzten gegen ihn ward, desto fester stand er, desto männlicher handelte er. Ihm war es immer, als fühlte er seinen Triumph im Voraus, da es allein die gute Sache war, für die er sprach und handelte. Doch machte die kränkende Behandlungsart seiner Feinde den Eindruck auf ihn, daß er seine Feder niederlegte, und dem damaligen Regierungsadvokaten Mann in Dessau (jetzigen Oberappellationspräsidenten in Zerbst), seine weitere Rechtsnothdurft zu besorgen auftrug. Dieser verfaßte zwar eine sehr bündige Vorstellung an das Konsistorium, bewies auch mit unverwerflich juristischen Gründen, daß Sintenis allerdings befugt sey, diejenigen seiner Richter zu verwerfen, von welchen man aus den Akten ersehen könne, daß sie seine Feinde und Ankläger gewesen wären;

allein auch diese Vorstellung war so vergeblich, als eine frühere, und die Kränkungen, die dem Beklagten widerfuhren, erreichten erst ihr plötzliches Ende mit dem Tode des Landesfürsten, durch welche seine Feinde gänzlich außer Stand gesetzt wurden, ihm weiter zu schaden.

Es schien nothwendig zu seyn, diese Verfolgungsperiode, und was dahin einschlug, wenigstens in so weit zu berühren, als es der Raum dieser Schrift erlaubte, weil Sintenis selbst an mehrern Orten sagt, daß sie den wichtigsten Theil seiner Lebensgeschichte ausmache; übrigens auch die hier erwähnten Stellen ihn und sein feuriges Benehmen in Fällen dieser Art einigermaßen karakterisiren.

So viele Gegner sich nun auch oft der wahrheitsliebende Sintenis durch seine heftigen Aeußerungen zuzog: so ließ doch auch der größte, und, beinahe möchte man sagen, der bessere Theil des Publikums, seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren; ja, die Liebe bei seiner Gemeine war so allgemein und ausgezeichnet, daß auch Er — gleichsam aus Dankbarkeit — seiner Vaterstadt vor jeder andern Aussicht den Vorzug gab. So z. B. wurde er dem Probste und Superintendenten zu Lindau, im Anhaltischen, substituirt, versah dieses Amt mehrere Jahre unentgeldlich, so daß er Vormittags nach Lindau reiste und Nachmittags in der Trinitatis-

kirche predigte; allein er gab diese Anwartschaft auf, um in Zerbst bleiben zu können, wo er dann im Jahre 1787 dem Pastor zu Trinitatis substituirt wurde, und 1791 das Pastorat antrat, auch beim Gesammtgymnasio zu Zerbst eine Professur erhielt, und, nach dessen Aufhebung 1793, deshalb eine jährliche Pension bezog.

Um nun im Stande zu seyn, von diesem in so vieler Hinsicht merkwürdigen Manne ein Bild sich zu entwerfen, was für Auswärtige, die ihn nicht persönlich kannten, besonders interessant seyn wird, soll, was sowohl in Hinsicht seines physischen als moralischen Zustandes bemerkbar ist, hier so treu als möglich beschrieben werden.

Er war und gehörte zu den seltenen Menschen unsers Zeitalters, die die Natur mit einem festen, dauerhaften, ein langes Leben versprechenden und ein sehr hohes Alter erreichenden Körperbau beschenkt hatte. Er war mehr lang, als von mittler Größe, von starkem Muskel- und Knochenbau, mehr hager, als korpulent, doch wohl genährt, und hatte gewöhnlich — wenigstens in seinen frühern und mittlern Jahren — ein blühendes und gesundes Ansehen, eine heitere, offene Stirne, einen guten äußern Anstand und Haltung, und, wenn er sprach, eine einnehmende, gefällige, sonorische Stimme; was alles mit dazu beitrug, daß er schon

deshalb — selbst abgerechnet seine Redner-Talente — auf der Kanzel sehr gefiel.

Seine äußerst reizbare und körperliche Stimmung ließ erkennen, daß er unter die äußerst sanguinischen Subjekte gehöre, die denn auch, bei gewissen Veranlassungen, sehr heftig, sowohl physisch als moralisch, erschüttert werden können.

Was seinen psychischen und moralischen Zustand betraf, so war derselbe allerdings, als eminent, ganz unverkennbar. — Er besaß eine eigne Kraft der Seele, die ihm alles, was dahin gehörte, leicht machte. Er schöpfte gleichsam aus sich selbst, benutzte bei seinen literarischen Arbeiten nur selten Andrer Gedanken und Schriften, so wie ihm überhaupt die eigentliche Bücher-Gelehrsamkeit mehr fremd, und sein heller Geist ihm genug war.

Alles, was Sintenis bearbeitete, zeigte von der Vorzüglichkeit seiner Talente, und seine Geistesgegenwart, oft in den schwierigsten Augenblicken, war immer gleich stark, und nur höchst selten konnte er aus einiger Fassung gesetzt werden, welches sich vorzüglich in seiner oft kritischen Lage, wo er in so manchen Streitigkeiten, ja sogar fiskalischen Prozessen, verwickelt war, sattsam bewiesen hat.

Bei aller dieser Festigkeit des Sinnes hatte er ein überaus weiches Gemüth und ein höchst feines

Gefühl. Beides offenbarte sich nie schöner, als bei der Art und Weise, nach der er seine Privatwohlthätigkeit übte, welche sehr oft die Grenzen seiner Kräfte überschritt.

In seinem Berufe und literarischen Leben war er ein Beispiel unglaublichen Fleißes. Er besaß eine Ausdauer bei seinen oft wichtigen Arbeiten, die gewiß Wenige mit ihm theilen. Man denke nur, daß der Mann in einem Zeitraume von vierzig Jahren einige sechzig Werke geschrieben hat, wovon mehrere auch aus mehrern Theilen und Bänden bestehen, ohne der Menge der einzeln abgedruckten Predigten, Gelegenheitsschriften und Gedichte zu gedenken. Man überlege nur, daß er bei einer zahlreichen Gemeine Prediger war, wo ihn sein Beruf als solcher doch oft von seinem Schreibtische abrief; nicht zu gedenken, daß er, in frühern Jahren wenigstens, sehr oft seine Freunde und Bekannten besuchte, auch zuweilen kleine Reisen unternahm, und dem allen ohngeachtet gehört er ohnstreitig in die Klasse der fruchtbarsten Schriftsteller seines Zeitalters.

Auf der Kanzel war er eigentlich zu Hause — wie man zu sagen pflegt, — denn hier war es vorzüglich, wo er mit einem unglaublichen Eifer und rednerischem Feuer, ohne alle Menschenfurcht, seine Ansichten über den Gegenstand mittheilte, über, für oder gegen welchen er sprach. Man muß ihn

selbst gehört haben, um sich den Eindruck ganz denken zu können, den er auf seine Zuhörer zu machen im Stande war. Eine Folge seiner außerordentlichen Rednertalente war es allerdings, daß das ganze gebildete Publikum seiner Vaterstadt sein Auditorium war; doch gewöhnlich war auch die Kirche mit Zuhörern des mittlern Standes, sehr oft auch mit Fremden aus der umliegenden Gegend angefüllt. Seine originelle, ihm allein nur angehörende und aus sich selbst nur genommene, von jeder Nachahmung und Wiederholung gänzlich freie Art und Weise, auf der Kanzel zu sprechen, ja, jede einzelne Abkündigung selbst zu verrichten und ihr ein gewisses Interesse zu geben, war bewundernswerth. Er war ein erklärter Feind alles Ablesens auf der Kanzel; daher das übliche Kirchengebet jedesmal ein anderes, d. h. ein allgemeines Herzensgebet, mit Bezug auf die gehaltene Predigt; so wie jede Handlung, die er im Amte verrichtete, in der Art, wie sie verrichtet ward, immer neu war. Zu diesem allen bedurfte er bei der hohen Kraft seines Geistes und bei dem großen Reichthume seiner Ideen keiner langen Vorbereitung.

Gewöhnlich im Sommer saß er schon früh um 4 oder 5 Uhr, öftrer auch noch früher, an seinem Schreibtische, und zwar in einem Garten in der Ackner Vorstadt, in welchem sich ein kleines Gartenhaus befand. Dies war gleichsam die Werk-

stätte zu nennen, von wo aus die Menge seiner Schriften so vielfachen Inhalts ihre Existenz erhalten haben; hier war der Ort, wo er eigentlich lebte, und so wenig auch dieser Aufenthalt seinem zu Rheumatismen höchst geneigten Körper zuträglich war, so gieng er dennoch Winter und Sommer, Frühling und Herbst, selbst bei jeder vorfallenden Witterung, gleich nach einigen genossenen Tassen schwarzen Kaffee, früh heraus, arbeitete und verweilte bis zur Tischzeit daselbst, und kam um 12 Uhr zu Hause, um mit seiner Familie zu essen. Eine Stunde nach dem Mittagsessen gieng er wieder nach dem Garten, ordnete dann seine Gartengeschäfte, vorzüglich in frühern Jahren seinen Melonenbau, der so ansehnlich als bemerkungswerth war, denn es wurden hier eine Menge der schönsten Früchte von verschiedenen Sorten im Freien unter gläsernen Glocken gezogen, und wenn er sich dann einige Zeit damit beschäftigt hatte — was man seine Erheiterungsstunde nennen konnte —, so arbeitete er wieder an seinem Schreibtische bis am anbrechenden Abend, oder ertheilte seinen 6 Kindern, je nachdem sie Altersfähigkeit dazu besaßen, Unterricht in der Religion, welchen er bei allen ganz allein selbst betrieb.

Hier war auch der Ort, wo ihn jeder Einheimische und Fremde besuchte, und wo er auch seine persönlichen Bekanntschaften mit den vorzüglichsten

hier durchreisenden Männern und Familien knüpfte. Seine Vorliebe für diesen Garten war so groß, daß ihn nur Krankheiten, Reisen oder unumgängliche Berufspflichten abhalten konnten, einmal wegzubleiben, ob er gleich, wie schon bemerkt worden, rheumatischen Beschwerden und Erkältungen sich dadurch aussetzte. Es war ihm auch nicht unbekannt, daß der fast beständige Aufenthalt in diesem Gartenhause seiner Gesundheit nachtheilig war, besonders da er sich zu jeder Jahres- und Tageszeit der feuchten Luft aussetzte, weshalb ihn auch sein Arzt, der Hofrath Henning, den er, in vorkommenden Fällen, schon seit 1788 consulirt hatte, — und welcher in der Folge sein Schwiegersohn wurde, — sehr oft erinnerte, wie nachtheilig solche Lebensart seiner Gesundheit werden könne; aber der Reiz, gerade an diesem Orte seine Zeit zuzubringen, und die Vorliebe für ihn, durch die Erinnerung, daselbst so vieles Gute gedacht und gethan zu haben, war zu groß, als daß er den medizinischen Regeln seines Schwiegersohns Folge geleistet hätte, so sehr er ihn auch als Arzt und seiner Kenntnisse wegen zu schätzen pflegte.

Selten, und am wenigsten in den letzten Jahren, brachte er einige Stunden in Gesellschaft zu, denn wie er selbst sagte und freimüthig gestand, paßte er nicht für dergleichen Zerstreuungen, das heißt, er war wohl unterhaltend im Umgange,

aber, wie mehrere seiner Freunde erzählen, gewöhnlich und besonders, wenn er wichtige Arbeiten unter der Feder hatte, auch zerstreut, und sein Geist beschäftigte sich dann mehr mit geistigen, als mit andern Gegenständen.

Wir haben oben gehört, mit welchen Widerwärtigkeiten der redliche Sintenis oft zu kämpfen hatte, und man darf daher sich nicht wundern, wenn bei solcher Menge von Unannehmlichkeiten und Kränkungen öftere Störungen seines Wohlbefindens eintraten, die er jedoch, vermöge seiner seltnen und trefflichen Organisation, von einer Zeit zur andern überwand. Ob nun zwar mit dem Jahre 1793 sich in Hinsicht seiner politischen Verhältnisse Vieles zu seinem Vortheile änderte, und er mehr Ruhe und Zufriedenheit bei seinem Amte und Arbeiten genießen konnte: so war doch nun seine Gesundheit nicht mehr die, die sie früher gewesen war, und er litt öftrer und häufiger. Hierzu kam noch leider ein weit herberes Schicksal in seiner Familie, das den sonst festen Mann tief beugte, und nicht selten ihm Thränen verursachte. Sein vierter Sohn nämlich, ein hoffnungsvoller junger Mensch, fing um diese Zeit an, an einer der bösesten Nervenkrankheiten zu leiden, die aller Kunst und Hülfe der Aerzte trotzte und vergeblich machte. Wie sehr dieser Vorfall den tief fühlenden und um das Wohl seiner Kinder so ängstlich

sorgenden Vater ergriff, ist kaum zu schildern: man mußte Sintenis sehen, um sich bei solchen herzerschütternden Vorfällen von ihm einen richtigen Begriff machen zu können. Dies Unglück mußte der wahrhaft theilnehmende Mann als Vater viele Jahre ertragen, bis der Tod den armen Leidenden erlöste.

Sintenis war ein großer Freund der Natur, was auch aus so vielen seiner sowohl geistlichen als moralischen Schriften, z. B. aus seinen Menschenfreuden, und aus mehrern dergleichen hervorleuchtet. In seinen frühern Lebensjahren trat er an schönen Sommermorgen seine Wanderung nach seinem Garten oft noch vor Sonnenaufgang an, und feierte diesen im freien Felde, wo sich ihm ein einigermaßen erhabener Standpunkt darbot. Er führte zum ersten Anblick der aufgehenden Sonne seine ältesten Söhne selbst, und verhielt sich dabei ganz so, wie er Vater Roderrich thun läßt, und wovon wir weiter unten reden wollen. —

Auch die Gewitter, ihren Zug, ihre Nähe und Ferne zu beobachten, hatte für ihn einen besondern Reiz, und er blieb gern unter den heftigsten Gewittern so lange im Freien, bis ihn der Regen zwang, des Hauses Obdach zu suchen. Während 40 Jahren führte er einen Gartenkalender, in welchem der Witterungslauf auf das Genaueste ange-

geben war, und er höchst interessante Bemerkungen mit eingewebt hat, wie alle diejenigen seiner Freunde und Bekannten versichern, die er zuweilen mit seinen Beobachtungen bekannt machte. Man muß mit Recht bedauern, daß er diese Schrift nicht als ein schönes Vermächtniß der Nachkommenschaft überlassen, sondern alles Dahingehörige 14 Tage vor seinem Tode verbrannt und so gänzlich vernichtet hat, daß auch kein Blatt übrig geblieben ist; davon freilich die Ursache sehr schwer zu errathen seyn möchte.

Auf Himmelserscheinungen, Sonnen- und Mondfinsternisse freute er sich lange im Voraus, und bei der letztern großen Sonnenfinsterniß dankte er, in seinem Garten stehend und die verfinsterte Sonne anblickend, Gott laut für die Freude, diese Erscheinung am Himmel noch einmal erlebt zu haben. — Ueberhaupt war er ein Kenner und großer Verehrer der Astronomie, und nannte sie die Wissenschaft aller Wissenschaften. Auch pflegte er öftrer zu behaupten, daß der größeste Astronom auch durchaus der vollkommenste Gottesgläubige seyn müsse.

Man kann nicht genug bewundern, daß Sintenis, außer seinen vielen Amtsverrichtungen, die er nie verabsäumte, außer seiner Gartenliebhaberei und der Menge von Schriften, die er von

Zeit zu Zeit herausgab, daß, sage ich, diesem vom Morgen bis Abend beschäftigten Manne, noch so viel Zeit übrig blieb, um persönliche Bekanntschaften mit den berühmtesten Männern seines Zeitalters anzuknüpfen, die, wenn sie nach Zerbst oder auch nur in diese Gegend kamen, nie unterließen, ihn in seinem Garten zu besuchen, als z. B. Rochow, Teller, Basedow, Salzmann, Becker, Wolke, Olivier, Sander, Resewitz und Mehrere. Doch diese und so häufige Besuche waren es nicht allein, die ihm so manche Abhaltung verursachten; sondern auch außerdem stand er in weitläuftiger Korrespondenz mit den vornehmsten Gelehrten seiner Zeit, mit Titius, Reinhard, Feder, Kampe, Feddersen, Rosenmüller und Platner in Leipzig, mit mit den Ministern v. Zedlitz und v. Herzberg in Berlin, sogar mit den vornehmsten Damen, als z. B. mit der verwittweten Fürstin von Zerbst, von Dessau und mit der Prinzessin von Bernburg; kurz, es dürften wohl wenige Schriftsteller einen so ausgebreiteten Briefwechsel unterhalten, als es bei Sintenis der Fall war; und auch hier kann man nicht genug bedauern, daß er von dem allen keinen Buchstaben aufbewahrt, oder, was noch wahrscheinlicher ist, daß er diese Menge von Briefen, so wie den oben gedachten Witterungskalender, ebenfalls kurz vor seinem Tode vernichtet hat.

So sehr auch Sintenis sich freute, wenn ihn verdienstvolle Männer besuchten, mit denen er sich unterhalten konnte: so lästig war es ihm aber auch, wenn er an dem Orte, wo er ruhig leben wollte, von Menschen heimgesucht und in seinen Arbeiten gestört wurde, deren Besuch kein Interesse für ihn haben konnte; und in solchen Fällen geschah es nicht selten, daß er sich von seinem feurigen Temperamente hinreißen ließ, seinen Verdruß laut zu äußern. Als Beleg zu dieser Bemerkung kann Folgendes dienen: Im Jahre 1818 kam ein reisender jüdischer Gelehrter, welcher sich durch Kenntnisse in orientalischen Sprachen und mathematischen Wissenschaften auszeichnete, auch nach Zerbst. Wie er an mehrern Orten gethan hatte, suchte er auch hier die Bekanntschaft der Geistlichen zu machen, und besuchte zu dem Ende Sintenis in seinem Garten. Dieser glaubte anfangs, durch das Aeußere des Besuchenden dazu veranlaßt, daß es auf Bettelei abgesehen sey, und machte die Pantomime des Geldzählens; als Jener aber sich als einen reisenden Gelehrten darstellte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein, und fragte unter andern: ob er wirklich glaube, daß Gott mit Moses auf dem Berge Sinai geredet habe? Der Reisende bejahte die Frage, und bezog sich deshalb auf das alte Testament und auf den Talmud. Ei was! rief Sintenis aus, der schon etwas warm wurde, hier ist mein altes Testament (auf die

Stirn zeigend) und hier mein Talmud. Doch hielt er sich noch, und richtete die zweite Frage an ihn: was er von Moses Mendelssohn halte? Als aber der Fremde dessen Verdienste nicht anerkennen wollte, und ihn als einen Ungläubigen verketzerte, da riß Sintenis die Geduld, und mit den Worten: Herr, sie sind nicht werth, dem Moses Mendelssohn die Schuhriemen aufzulösen, war die Unterhaltung abgebrochen, und der reisende Gelehrte war genöthigt, sich zu entfernen, erzählte selbst, was ihm widerfahren, und beklagte sich über eine solche Behandlung.

Doch, wie gesagt, Männer von Kopf und Herz waren ihm jederzeit willkommen, ja, er unterhielt sich gern sogar mit solchen, deren Stand von dem seinigen ganz verschieden war; so z. B. mit den Generalen Möllendorf, Saldern und Kalkstein, welche er bei der Revue kennen gelernt, stand er in genauer Verbindung, sie luden ihn sehr oft nach Magdeburg zu sich, und hier war es denn auch, wo er mit mehrern Mitgliedern der dasigen Freimaurerloge, als z. B. mit Becker und dem Abt Schewe, in nähere Bekanntschaft trat. Man hat sich oft gewundert, daß Sintenis, unter diesen Umständen, nicht auch den Eintritt in eine Gesellschaft gesucht habe, deren moralische Tendenz ihm nicht unbekannt seyn konnte, und er selbst hat auch öfterer erklärt, daß er nicht abge-

neigt gewesen sey, daß ihn aber die Bemerkung seines Freundes B. davon zurückgehalten habe, welcher gemeint, daß er dazu nicht Gehorsam genug besäße. Wenn aber auch dieses, wie zu glauben ist, mehr im Scherz als im Ernst gesagt worden, so konnte es ihn doch leicht, der sich selbst und sein feuriges Temperament kannte, abhalten, einem Verein beizutreten, von dem er wußte, daß, wenn auch gerade nicht blinder Gehorsam, doch ein strenges Beobachten der allgemeinen Freimaurergesetze, von seinen Gliedern gefordert werde. Uebrigens sprach er von dieser Gesellschaft immer mit besonderer Achtung, und behauptete, viel nicht bewirkt zu haben, wäre er nicht mit so manchem Edlen, der dazu gehörte, so genau verbunden gewesen. —

Bei dem so vielen Verdruß und den Widerwärtigkeiten, mit welchen er früher zu kämpfen hatte, bei der unermüdeten Thätigkeit in Amtsgeschäften, wie in allen andern Unternehmungen und den vielen literarischen Arbeiten, die, wie schon bemerkt worden, ihm oft sogar die nöthige Erholung raubten, hätte man sich nicht wundern können, wenn die Altersschwäche noch früher bei ihm eingetreten wäre, als es der Fall war: denn selbst im letzten Jahre vor seinem Tode bestieg er die Kanzel noch immer mit dem sonst gewöhnlichen Feuer, und selten war an ihm die Abnahme der körperlichen

Kräfte zu bemerken, wenn er sich mit geistigen Gegenständen beschäftigte, außer in seiner gehaltenen letzten Predigt im August 1819, da war Schwäche des Körpers unverkennbar, und seine Zuhörer fürchteten mit Recht, ihren Lehrer zum letztenmale gehört zu haben. Er hatte das Thema gewählt: Die unaussprechliche Kraft des Glaubens und der Hoffnung, und führte es auch nach Maaßgabe seiner Kräfte so herzlich als rednerisch aus, wie man es von ihm gewohnt war. In beiden Abtheilungen hieß es: Gehe durchs Leben, in der einen Hand den Stab des Glaubens, und dann in der andern Hand den Stab der Hoffnung. Nach diesem Vortrage, bei welchem man deutlich abnehmen konnte, daß er ihm schwer wurde, verließ er die Kanzel mit Blick und Bewegung, als ahnete er, sie nie wieder zu betreten. Er äußerte dieses Vorgefühl auch sogleich darauf, und es täuschte ihn nicht, denn er hatte zum letztenmale seine Zuhörer erbaut, belehrt, — und von diesem Tage an wurde sein Gesundheitszustand immer bedenklicher, was er selbst sehr wohl wußte, ohne die geringste Furcht vor dem baldigen Abschiede von dieser Welt blicken zu lassen.

Diese Resignation auf irdisches Daseyn und Lebensgenuß war auch um so mehr erklärbar, wenn man bedenkt, daß er schon in den frühern

Jahren seines Lebens mit dem Todesgedanken sehr vertraut war. Ueberhaupt schien er damals, vielleicht aus Mißvergnügen über die Vorfälle, die ihn in so viele Unannehmlichkeiten verwickelt hatten, auf kein langes Leben zu rechnen. So schrieb er z. B. in sein Armenbuch, als er seine Rechnung über das Armenwesen im Jahre 1783 abschloß, unter die Worte, mit welchen er es seinem ältesten Sohne vermachte, den Zusatz: schreib meinen Todestag hierbei, und er selbst setzte die Zahl 17 . . dazu. —

In den heitersten Augenblicken, im Kreise seiner Familie, sprach er oft mit höchster Ruhe und Fassung von seinem Tode, und in den letzten Lebensjahren äußerte er sich oft, daß ihm eine Lebensdauer über seine Erwartung geworden, indem er nun bereits ein höheres Alter als sein Vater erreicht habe.

Als er schon im Sommer 1819 zu kränkeln anfing, äußerte er sich oft bestimmt über sein nahes Ende, und zwar nichts weniger als klagend, sondern mit der Freudigkeit, die nur dem eigen seyn kann, der sich einer bessern Zukunft getröstet. Dies that er auch selbst auf seiner Kanzel, und viele seiner Zuhörer machten die Bemerkung, daß Vorempfindungen einer nahen Trennung aus ihm sprächen. —

Im Laufe seiner Krankheit, wenige Wochen vor seinem Tode, schien er zwar einigermaßen sich

zu erholen, aber dieser Anschein von Besserung war nur von kurzer Dauer; und man konnte um so weniger sich darüber wundern, da er einer neuen Gemüthsbewegung ausgesetzt war: denn gerade 5 Wochen vor seinem Tode verlor er seine Gattin. „Ich komme bald nach", das waren die letzten Worte, die er an ihrem Sarge sprach. —

Gleich nach dem Tode derselben ward er zusehends schwächer. Dies traf zu der Zeit, in welcher der Unterricht mit den Konfirmanden angefangen zu werden pflegt. Alles Zuredens der Seinigen ohngeachtet, ließ er sich nicht abhalten, denselben zu beginnen. „Es war meine erste Arbeit," sagte er, „als ich mein Amt antrat; es war meine liebste Arbeit, so lange ich im Amte lebte, und es soll auch meine letzte Arbeit im Amte seyn." Doch die Schwäche nahm immer mehr überhand, und als er sich gezwungen fühlte, die Fortsetzung dieses Geschäfts seinem ältesten Sohne zu übertragen, sagte er zu diesem: „Nun ich das nicht thun kann, betrete ich meine Kanzel nie wieder, ich bin fertig!" —

Die volle Gewißheit des nahen Todes ergriff ihn in den letzten Tagen seines Lebens erst ganz; sein einziger Wunsch war, seinen vollen Verstand bis zum letzten Augenblicke zu behalten; er erbat sich dies als Lohn von Gott dafür, daß er denselben nie gemißbraucht, sondern immer gehörig

angewendet und nur zur Verbreitung der Wahrheit gebraucht habe. Kants, so wie Campens und Platners trauriges Schicksal, erregte ihm früher oft große Besorgnisse, weil er wußte, daß überspannte Anstrengung der Geisteskräfte eine gänzliche Abstumpfung diesen Männern zugezogen hatte, die zuletzt in Wahnsinn übergegangen war, und nichts vermochte, ihn höchst traurig zu stimmen, als gerade dieser Gedanke. —

Geschwollen an Händen und Füßen, empfand er große Beängstigungen, und die Sprache ward ihm schwer. Dennoch entschlüpfte ihm keine Klage, und immer blieb er gleich heiter. Am 29sten Januar, nach einem ziemlich erträglichen Zustande während des Vor- und Nachmittags, ward er gegen Abend bedeutend schwächer. Er fühlte dies sehr wohl, und sagte zu seiner jüngsten Tochter, seiner von ihm über Alles geliebten Pflegerin: „Sey recht stark mit mir, denn es geht zu Ende! „ich verlange nichts mehr, ich gehe zu meinen Vä„tern, mein Staub zum Staube." —

Früher schon hatte er derselben Tochter gesagt, ihr sey die Bestimmung von Gott geworden, daß Vater und Mutter in ihren Armen stürben —; sein Wort ward ganz erfüllt, wie so Manches, was er, wie gleichsam im prophetischen Geiste, gesagt hatte.

In der Nacht vom 29sten zum 30sten Januar, als alle seine Kinder bei ihm versammelt waren und abwechselnd seiner warteten, hatte er oft das hellste und deutlichste Bewußtseyn und seine volle Sprache. In einem solchen Augenblicke hub er an: „Ich leide jetzt viel, aber ich klage „nicht, denn ich habe viel mehr Gutes genossen, „und preise Gott dafür. Ich habe auch viel Gu„tes gethan, und danke Gott für die Kraft, die „er mir dazu verlieh. Ich gehe bald von euch, „vergesset mich nicht, behaltet mich lieb; von jen„seits segne ich euch dafür. Haltet es immer, „wie ich, seyd Wahrheitsfreunde und vergebt der „Wahrheit nie etwas; seyd Menschenfreunde, thut „Gutes, so viel ihr nur könnt; geben ist seliger „als nehmen, so dachte ich, so denket auch ihr. „Gott wird es euch lohnen, wie er es mir gelohnt „hat. Haltet es recht mit dem Glauben an Gott „und Ewigkeit. Im Leben war er mir Alles, jetzt „ist er mir noch mehr als dies. Es giebt eine hö„here Welt! — Hier ist schon viel, mehr „als viel; wo mehr als viel ist, kann „Alles seyn; wo Alles seyn kann, darf „Nichts nicht seyn!“ —

Bald darauf fühlte er sich etwas erleichtert; er faßte selbst nach seinem Puls und sprach: „Ich glaube, ich sterbe diese Nacht noch nicht.“ Auch darin sprach er wahr, denn er schlummerte bis ge-

gen Morgen, den 30sten Januar Sonntags. Als in seiner Kirche Orgel und Gesang ertönten, erkundigte er sich auf das genaueste, wer sein Amt heute versähe. Den Mittag war er sehr heiter, setzte sich mit dreien seiner Kinder an den Tisch und aß mit ziemlichem Appetit. Auch der Nachmittag und Abend waren sehr erträglich, und als ihm sein Arzt sogar Hoffnung machte, daß sein Zustand sich bessern könne, lächelte er freundlich, und sagte französisch zu ihm: „Glauben Sie, ja? ich glaube, nein!“ —

Die Nacht zum 31sten Januar war unruhig, der Morgen besser. Er war so schwach, daß er vom Bette nicht mehr aufstehen konnte, und das Sprechen ward ihm äußerst schwer. Demohngeachtet genoß er auf Zureden seiner Tochter etwas zu Mittag, schlummerte bis gegen 2 Uhr, und schien beim Erwachen viel an Beängstigung zu leiden.

Sein Ende nahete; — in den Armen seiner Tochter ruhend sprach er die letzten Worte: „Nur keine lange Quaal.“ Sein jüngster Sohn umfaßte ihn von der andern Seite. Er sah Sohn und Tochter abwechselnd an, und es war, als wollte er vorzüglich der letztern noch viel sagen, bewegte die Lippen, konnte aber kein Wort sprechen; sah oft gen Himmel, blickte beide Kinder ruhig und heiter noch einmal an, und — verschied ohne Laut

und ohne Zucken. Auf seinem Antlitz als Todter glänzte der gekrönte Glaube. —

Große Sensation in seiner Gemeinde erregte sein Tod, und da die Hinterlassenen es für ihre Pflicht hielten, den Anblick des vollendeten Lehrers seiner Gemeinde nicht vorzuenthalten: so gab es in den drei Tagen vor seinem Begräbniß keinen Augenblick, in welchem nicht Mitbürger und Gemeindeglieder zu seinem Sarge geeilt wären. Höchst rührende Auftritte gab es hier. Auch seine gesammten Konfirmanden nahmen feierlich von ihm am Sarge Abschied.

Am 3ten Februar Abends 9 Uhr erfolgte des Vollendeten Begräbniß. — Freiwillige, äußerst zahlreiche Begleitung von mehr als tausend Menschen, — der größeste Theil der Gemeinde; der Patron der Kirche, der Superintendent, mit der lutherischen Geistlichkeit; Reformirte, Landleute, selbst Israeliten, befanden sich in dem Leichenzuge.

Am Grabe sprach der älteste Sohn des Vollendeten im Namen seiner Geschwister Worte des Dankes und der Liebe beiden Aeltern nach, welche in einem Zeitraume von 5 Wochen einander gefolgt sind. — Die feierliche Stille bei dem so zahlreichen Gefolge machte es dem Redner möglich, beinahe von Allen deutlich verstanden zu werden.

Es dürften wohl wenige Prediger sich einer so allgemeinen Liebe und Achtung zu erfreuen haben, als dem Verstorbenen zu Theil wurde; was auch leicht zu erklären ist: denn dem gebildeten Theile seiner Zeitgenossen, der fähig war, seinen geistigen und moralischen Zustand zu würdigen, konnten die seltenen Vorzüge nicht entgehen, wodurch er sich ganz besonders auszeichnete, als z. B. sein unglaublicher Scharfblick, mit dem er jede Sache auf der Stelle durchsah; sein stets richtiges Greifen nach dem immer rechten Mittel; seine Heftigkeit beim Anblick des Unrechts; seine außerordentliche Gutmüthigkeit; sein höchst versöhnliches Gemüth, das alles, selbst Beleidigungen, vergessen konnte; sein unerschütterlicher Glaube an den Beistand des Höchsten bei jeder Beförderung des Guten; sein hoher religiöser Sinn, blos auf eigene Ueberzeugung beruhend, nicht auf fremde Auktorität; kurz, in allen diesen Stücken zeichnete er sich vor andern seines Standes aus, daß selbst seine Gegner, die er eben durch seine zu große Wahrheitsliebe sich zugezogen hatte, demohngeachtet genöthigt waren, seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Hierzu kam noch, daß er als Kanzelredner die seltene Gabe besaß, dem gebildeten Theile seiner Zuhörer zu gefallen, und alle Andere durch seinen populären Vortrag für sich einzunehmen. Die

ihn gekannt und öfterer gehört haben, sind gewiß mit mir gleicher Meinung; doch für den übrigen Theil des Publikums scheint es nothwendig zu seyn, bei dem Umstande seiner Kanzelgaben einige Augenblicke zu verweilen.

Ich sagte, sein Vortrag sey populär gewesen, das heißt, er ließ sich in keine weitläuftigen theologischen Erklärungen ein, sprach selbst für den gemeinsten Mann verständlich, und erreichte jedesmal seinen Zweck, die Zuhörer theils zu belehren, theils zu erbauen. Bei besondern Gelegenheiten wußte er seine Rede so einzurichten, daß sie allgemein interessirte, und an solchen Tagen, wenn für Kirche, Schule oder für die Armen sollte gesammelt werden, da sprach er so herzlich und rührend, daß er jedesmal seine Absicht erreichte, die Herzen seiner Zuhörer zur Mildthätigkeit aufzufordern. Bei solchen Gelegenheiten wußte er aber auch dasjenige sehr schicklich mit einzuweben, was ihm besonders am Herzen lag. So z. B. war es ihm, wie allen Zerbster Einwohnern, ein schmerzliches Gefühl, daß der letzte Fürst von Anhalt-Zerbst seine Tage im Auslande verlebte, so wie es ihm, als Patrioten, überhaupt sehr wehe that, daß das Zerbster Fürstenhaus ausstarb. Diesen Umstand berührte er unter andern bei der hundertjährigen Jubelfeier seiner Kirche auf folgende Art: „Wir sind als eine „besondre christliche Gemeine vor hundert Jahren

„entstanden und bestehen noch. Der Vor-
„sehung Gottes und den Wohlthaten der Vorwelt
„haben wir dis zu danken. Hierbei meine Blicke
„vor allem dorthin — dorthin! da, dieser
„Kanzel gerade gegenüber da — stand in diesen
„Augenblicken vor hundert Jahren ein Karl
„Wilhelm, der grosmüthige Erbauer dieser
„Kirche, mit seiner ganzen erhabenen Fami-
„lie. — Jetzt ist dieses Fürstenchor leer — leer.
„Gott — wollte — es — so . . . O Geist
„Karl Wilhelms, ich rede Dich in den Höhen
„der Oberwelt an. Gewis, gewis hast Du die-
„ses Tages nicht vergessen; er war Dir so lieb
„und so heilig zugleich — er war Dein Ge-
„burtstag, und du machtest ihn auch zum Ge-
„burtstage dieser Gemeine. — Ach, wie gros
„und gut zugleich must Du gewesen sein!" rc.

Nun gab er diejenigen Fürsten und Privatper-
sonen namentlich und dankend an, die mit diesem
Fürsten zugleich und späterhin nach ihm die Kirche
beschenkten, bat und ermahnte seine Zuhörer, daß
sie diesen Tag durch Freigebigkeit auszeichnen möch-
ten. Sein Zweck wurde erreicht, denn die Samm-
lung an diesem Tage war sehr bedeutend, und er
selbst ließ diese Predigt zum Besten der Kirche
drucken. —

Ein anderer seiner Vorträge ist besonders der
Veranlassung wegen noch merkwürdiger, die ich

hier kürzlich bemerken will. Er war, wie schon früher erzählt worden, manchen kränkenden Verfolgungen ausgesetzt. Dahin gehörte besonders, daß selbst einer seiner Verwandten ihn denuncirte, als stehe er an der Spitze eines Bürgeraufruhrs, von welchen man sogar in öffentlichen Blättern geschrieben hatte; welches aber Sintenis, und zwar mit Recht, für eine Zeitungslüge erklärte, weil an einen wirklichen Aufruhr nicht zu denken war. Die Sache verhielt sich so: die Erndte war sehr ergiebig gewesen, und doch verringerte sich nach derselben der Getraidepreis nicht; er stieg vielmehr. An einem Markttage war sogar kein Roggen auf dem Markte zu haben. Die Rede gieng, daß Aufkäufer hieran Schuld wären. Einige Weiber, welche Getraide an selbigem Tage brauchten und dergleichen nicht erhalten konnten, sahen sich dadurch in Verlegenheit gesetzt, wurden laut, und forderten, daß die Männer sich ihrer annehmen sollten. Dies geschah auf die gesetzmäßigste Weise. Ohngefähr 30 Bürger giengen nach dem Rathhause, und beschwerten sich, daß der Getraidemangel auf dem Markte von Aufkäufern herrühre. Sie nannten unter andern auch den gedachten Verwandten von Sintenis, und dies bewirkte so viel, daß zweckmäßige Anstalten gegen solche Aufkäufer gemacht wurden; aber zugleich beschwerte sich jener doch über einen starken Auflauf, der vor seinem Hause gewesen, und daß man ge-

drohet habe, wenn das Getraide nicht wohlfeiler würde, ihm das Haus zu zerstören. Auch beklagte er sich darüber bei Sintenis, bei welchem wahrheitsliebenden Manne er, wie sehr begreiflich ist, kein Gehör fand, sondern zur Antwort erhielt: „Wenn es wahr ist, daß es Aufkäufer giebt, „die den Bürgern das Brod ertheuern, das so „schon theuer genug ist: so thun die Bürger Recht „daran, daß sie nicht still dazu sind, sondern — „sich bei der Obrigkeit darüber beschweren; Brod „ist Leben, — Bürger müssen Bürgern das Brod „nicht ertheuern" ꝛc. — — —

Diese Worte nun waren die Veranlassung, daß der wackere Bürgerfreund Sintenis als Anstifter einer Rebellion denuncirt wurde, deshalb er sich vertheidigen und manchen Verdruß erleiden mußte.

Bei dem darauf folgenden Erndtefeste hielt Sintenis eine Predigt: „Wider das Rebelliren der Unterthanen gegen ihre „Obrigkeit", wozu ihm freilich jener Vorfall, daß man gegen ihn denuncirt hatte, Veranlassung gab; aber er erwähnte dieses keinesweges, sondern sprach nur im Allgemeinen, und theilte seinen Vortrag in drei Theile ein: „Kluge Unterthanen „rebelliren nicht — gute Unterthanen noch weniger — christliche Unterthanen am allerwenigsten." Er bewies, daß Rebellion den Zu=

stand eines Volks verschlimmert, sie möge gelingen oder nicht; und folgerte daraus, daß selbst derjenige, der an sein Interesse denke, nicht rebellire; bewies auch, wie nothwendig die Obrigkeit sey. Nur eine Stelle will ich hier anführen, um das, was man populären Vortrag nennt, und welches ich vorhin an Sintenis Predigten rühmte, zu beweisen. „Mitbürger, wir feiern heute Erndtefest. „Dies feierten wir gewiß nicht, wenn wir keine „Obrigkeit hätten. Säen vielleicht würde man „euch Ackerleute haben lassen; wenn ihr aber auf „eure Aecker gekommen wäret, um zu erndten: „so würdet ihr euch mit den Sensen erst Platz ge„gen andere haben machen müssen, die da würden „haben erndten wollen, wo sie nicht gesäet hat„ten. Und so wie es mit der Erndte auf dem „Felde ist, so ist es mit jeder Erndte, mit jedem „Genuß in allen Ständen. Kaufmann, wenn „du verkaufen wolltest und keine Obrigkeit schützte „dich: so kämen in deinen Laden Käufer ohne „Geld, und nähmen dir mit Gewalt, was du „hättest. Gärtner, wenn du im Begriff wärest, „deinen Kohl zu schneiden: so stiegen andere über „die Riegelwand, und schnitten vor deinen Augen „ihn ab, oder du müßtest dich mit ihnen um jeden „Kohlkopf schlagen ꝛc.“ So geht der Redner alle Stände durch, und fragt endlich: „Verstehen wir nun, was ich meine, wenn ich spreche — Obrigkeit ist unser größester Wohlthäter unter Menschen?“ ꝛc.

Und so fährt er fort, seine Zuhörer zum Gehorsam gegen die Obrigkeit zu ermahnen, und sagt zum Schluß: „Verdammt sey aller Aufruhr; auch der „geringste Anfang davon; denn man weiß „nie, wie entsetzlich weit er hernach gehen könnte, „und Aufrührer sind den Luftschiffern gleich, die „zwar wissen, von wannen sie aufsteigen, aber „nie, wo ihr Ballon sich niederlassen werde ꝛc.“ Auch der Ertrag dieser Predigt, welche an eben dem Sonntage, da er sie hielt, auch gedruckt verkauft wurde, war zum Besten der Armen bestimmt.

Daß, wie ich am Eingange dieser Blätter sagte, Sintenis der fruchtbarste und beliebteste Schriftsteller seiner Zeit war, gedenke ich dadurch am sichersten zu beweisen, wenn ich nicht nur am Schlusse ein Verzeichniß seiner sämmtlich herausgegebenen Schriften liefere, sondern auch aus einigen gleichsam den Geist herauszuheben versuche: denn auf diese Art werden die Leser sich am ersten überzeugen können, daß diesem Manne so mancherlei Gaben zu Gebote standen, die ihn als einen Schriftsteller karakterisiren, der in allem, was er zu schreiben unternahm, es mochten geistliche oder weltliche Gegenstände seyn, sich rühmlich auszeichnete.

Auch seine kleinsten Schriften tragen das Gepräge einer wohlgeübten Denkkraft, und gewöhn-

lich pflegte er seine Meinungen mit der größten Freimüthigkeit vorzutragen. Einen Beweis davon giebt z. B. die kleine Schrift ab, Christlicher Religionsunterricht für die Jugend betitelt. Er hatte diesen Unterricht nicht für das erste, sondern für das zweite Jahrzehend des Lebens abgefaßt, denn, meinte er, es sey überhaupt wohlgethan, wenn man jedes Kind erst wenigstens in das 10te oder 11te Jahr eintreten ließ, ehe man es mit den höchsten Wahrheiten der menschlichen Vernunft vertraut machte. Er führt Christus eigne Aussprüche an, erklärt sie aber nicht nach kirchlichen Verordnungen, sondern nach geprüfter eigner Ueberzeugung; sagt auch, daß jeder Christ das Recht dazu habe, denn Erklärungszwang sey auch Glaubenszwang, nur feinerer. Es giebt jetzt so viele Ungläubige, fährt er fort, weil man ihnen blos sagte, was sie glauben sollten, aber nicht, warum sie es glauben sollten. Nachdem er von der Religion überhaupt gehandelt, geht er zur christlichen Religion über, und der Unterricht, den er hier ertheilt, ist so gründlich als verständlich. Aber eben die freimüthigen Untersuchungen, deren sich Sintenis selbst bei religiösen Gegenständen bediente, weil er jeden Glaubenszwang haßte, und die noch freimüthigern Aeußerungen in seinen Schriften, diese waren es auch, durch welche er sich zuweilen nachtheiligen Beurtheilungen aussetzte, von denen insbesondere, die

ihrer frühern Bildung wegen ganz anders zu denken gewohnt waren, und daher kam es auch, daß der reine Gottesverehrer, der wahrhaft religiöse Mann, oft verkannt, und nicht selten sogar verketzert wurde. —

So z. B. ist sein Sonntagsbuch für ein schönes Beförderungsmittel zur Hausandacht erklärt worden; man hat aber auch die zu freien Aeußerungen in manchen Stellen getadelt. Ich rechne dahin die achte Betrachtung, wo die Wunder, welche Jesus soll verrichtet haben, auf sehr natürliche Art erklärt werden, wenn es unter andern heißt: „Jesus besas eben so höhere Naturkunde, wie höhere Religionskunde. Der grosse Lehrer zeigte sich auch als grosser Arzt. Die Kuren, welche er verrichtete, beförderten seinen Unterricht ungemein; man hielt sie für Wunder, und seinen Unterricht deshalb für Gotteswort. Er wollte gehört sein, und so wars ihm Einerlei, wie man seine Hülfsleistungen erkläre ꝛc."

In der zehnten Betrachtung wird das Kirchensystem, nach welchem der Tod Jesu ein Versöhnungstod für die sündigen Menschen gewesen sey, dadurch widerlegt, weil Jesus selbst auch nicht das Geringste davon gesagt habe. Es wird dagegen in dieser Betrachtung ausführlich auseinandergesetzt, was für ein Bewandtniß es mit dem Tode Jesu gehabt habe, und am Schlusse

gesagt: „iede andre Bewandnis, die es um ihn gehabt haben soll, ist — wenigstens nicht evangelisch.“

Noch auffallender ist manchem Leser die „Erklärung des Weltbösen ohne Einflus eines bösen Geistes“ in der 16ten Betrachtung gewesen. Es ist aber auch dagegen Andern diese Erklärung so wahr und ungekünstelt vorgekommen, daß ich mich veranlaßt sehe, nur eine, hierher gehörige, anzuführen: „Es bedarf in der That gar keines Teufels, um das Böse in der Welt zu erklären, blos die Unwissenheit des Alterthums schuf ihn. Mangel an aller Naturkunde lies einen Satan, einen unsichtbaren allgemeinen Menschenfeind, iedes zerstörende und fürchterliche Naturereignis bewirken. Ins Christenthum ging der Teufel aus dem Judenthum über; ins Judenthum war er aus dem Heidenthum übergegangen. Wie entehrend für uns, als Christen, ist also der ganze Teufelsglaube schon in Ansehung seines Ursprungs! wie noch entehrender für uns, als Leute, die in einem Zeitalter leben, wo die Natur und Menschenkunde so herrliche Fortschritte gethan haben, ist er in Ansehung der Meinung von seiner Unentbehrlichkeit, um das Böse in der Welt erklären zu können rc.“

Aus solchen Stellen ist auch leicht einzusehen, wie der wahre Religionsverehrer Sintenis denen

zuweilen anstößig wurde, die sich streng an das Kirchensystem hielten, und mehr auf wörtliche als vernunftmäßige Erklärungen bauten. —

Unterdessen manche Leser und Zuhörer seiner Vorträge die Freimüthigkeit tadelten, mit welcher er, bei vorkommenden Fällen, sein Glaubensbekenntniß gleichsam abzulegen pflegte, sind seine religiösen Schriften von allen, die sie ohne Vorurtheil lasen, gut aufgenommen, und ihm das gebührende Lob zu Theil geworden. Das ist auch der Fall besonders mit seinen moralischen Unterhaltungsschriften, unter welchen Vater Roderich unter seinen Kindern rc., meiner Meinung nach, oben an stehet. Man kann solches mit Recht ein pädagogisches Volksbuch nennen, und die Empfehlung, die er selbst einer neuen zwanzig Jahre nachher ganz umgearbeiteten Auflage beifügte, verdient allerdings beherzigt zu werden. Er sagt nämlich: „damals glaubte ich nur, daß Kinder so erzogen werden müsten; iezt weis ichs. Wohl mir! Meine Kinder sind nun meine Ehre, mein Reichthum, meine Freude, mein Glück, meine Welt, mein Alles. Ich habe also in den Hauptsachen nicht geirrt. Wie ich mirs vor zwanzig Jahren dachte, so hats die Erfahrung mir bestätigt. Dieses Bekenntnis glaubte ich meinem Buche iezt wie ein Stempelsiegel auf die Stirn drücken zu müssen. Wers nun so gut unter seinen

Kindern haben will, wie Vater Roderich, der erziehe sie auch wie Vater Roderich."

Mit Recht nennt er diese Kinder seine Ehre, seine Freude, denn der älteste Sohn ist Archidiakonus, der Zweite, Bürgermeister und der Dritte ebenfalls Jurist und Rathmann, alle Dreie in Zerbst angestellt und allgemein geachtet; die ältere Tochter ist die Gattin des Hofrath Henning, und die jüngere noch unverheirathet. Aechte Vaterfreude mußte es seyn, mit diesen fünf Kindern an einem Orte in ihrem Kreise seine Tage zu verleben, sie noch am Sterbebette segnen zu können, wo diese wohl erzogenen Kinder dem würdigen Vater die Augen zudrückten. Er konnte also schon früher mit Recht sagen: sie sind meine Ehre, mein Reichthum, meine Freude, mein Glück, meine Welt, mein Alles! —

Mir ist dieser Roderich eine mit von Sintenis vorzüglichen Schriften, und die wichtigsten Wahrheiten, besonders was Erziehung betrifft, werden hier ernstlich, mitunter aber auch launig so vorgetragen, daß sie jedermann ansprechen müssen.

So z. B. wünschte Roderichs Gattin da die Kinder 6 Jahr alt waren, sie in die Schule zu schicken, damit sie doch wenigstens Christenthum lernen sollten. Sie verstand darunter,

so wie sie selbst erzogen worden, nemlich im Evangelienbuche buchstabiren, in der Bibel lesen gelernt, und wie sie als Kind von 5 Jahren schon das Vaterunser und die Hauptstücke auswendig gewußt, und das Tischgebet ohne Anstos hergebetet habe. Roderich dagegen ist andrer Meinung, er sagt: das frühe Auswendiglernen bei der Religion stiftet den großen Schaden, daß hernach lebenslang die Religion nichts, als bloßes Gedächtnißwerk bleibt, er verlangt, daß sie nichts lernen sollen, was sie noch nicht verstehen können, damit es Nutzen fürs Herz habe. Sie in ihrer natürlichen Herzensgüte zu stärken, weiter müsse jetzt nichts geschehen, und dann wenn er sieht, daß ihr Verstand dazu fähig wird, will er ihnen im Garten und auf Spaziergängen eine von den höhern Wahrheiten nach der andern so nahe legen, daß sie sie selbst finden. Ehe sich einige Seelenstärke an ihnen äußert, muß erst Körperstärke da seyn, und nach diesem Grundsatz ward die Erziehung eingerichtet. So z. B. ließ er sie Fleisch und stärkende Speisen essen. Milch und reifes Obst machten einen Theil ihrer Nahrung aus. Abends ward nichts als ein bloßes Butterbrod gegessen. Kuchen gabs nur dann und wann; frisch aber ward dergleichen nie gegessen, und von sogenannten Zuckerwaaren durfte nichts ins Haus gebracht werden. Ausser bestimmten Essenszeiten bekamen die Kleinen nichts, wenn sie auch forderten. Wie für ihre Nahrung, so

ward auch für die Reinigung gesorgt. Wöchentlich wurden sie am ganzen Leibe gewaschen, und die Größeren mußten dies an sich selbst verrichten. An jedem Morgen war Gesicht-, Hals- und Händewäsche, auch mußten sie sich dann den Mund ausspülen und die Zähne reinigen. Die Mutter wärmte wohl das Wasser, kam aber Roderich dazu, so ward das warme Wasser weggeschüttet und die Kinder gewöhnten sich bald an reines Quellwasser und fühlten die Stärkung, welche das kalte Wasser ihnen mittheile, — denn er wollte an den Knaben rüstige deutsche Männer erziehen und an den Mädchen kernfeste deutsche Hausmütter. —

Die ganze Erziehung, welche er ihnen gab, beruhete auf den beiden einfachen Grundsätzen — für die Ausbildung ihres Körpers zu sorgen und ihre zarte Seele vor bösen Eindrücken zu bewahren; daher sagte er unter andern: Mutter, unsre Kinder haben an sich unter einander genug, und bedürfen keiner Spielkammeraden, denn was wir bauen, reissen die andern wieder nieder. — Es ist trefflich, was weiter hin in diesem Buche über Erziehung gesagt und erzählt wird, wie Vater Roderichs Verfahrungsart war, wie er z. B. die Kinder, da sie das 10te Jahr erreicht hatten, dahin leitete, über Gott und göttliche Dinge nachzudenken, über Welt und alles was dahin einschlägt. —

Die Fortdauer nach dem Tode ist der Gegenstand, den Sintenis in so vielen seiner Schriften behandelt hat, und so auch hier. Roderich macht seine Kinder, die sich anfangs für den Tod fürchten, so vertraut mit diesem Gedanken, daß sie das Leben nur gleichsam als eine Erziehungsanstalt Gottes zu ihrer künftigen Vollkommenheit ansehen.

Unterricht durch Beispiel war es gewesen, womit Roderich den Anfang der sittlichen Bildung seiner Kinder gemacht hatte; Unterricht durch Worte war hierauf gefolgt. Noch wußten sie wenig von Lastern, und auch diese meinte er müßten sie kennen lernen, aber er rechnete sichs zur höchsten Pflicht, zu bewirken, daß sie noch vor ihrem Eintritte in die Welt, das Laster von seiner sogar sinnlich empörenden Seite erblickten. Er benutzte dazu die Anblicke der höchsten Unsittlichkeit, welche gewisse Menschen nach Verschiedenheit der Laster, denen sie sich ergeben hatten, darstellten, und machte hierdurch unauslöschliche Eindrücke auf die Gemüther seiner Kinder. — So suchte er jede Gelegenheit zu benutzten, um sie mit den schädlichen Folgen menschlicher Verirrungen bekannt zu machen, und so fährt er in diesem Buche fort, die fernere Erziehungsmethode, die er bei seinen Kindern bis zu reifern Jahren anwandte, auf so angenehme als lehrreiche Art mitzutheilen.

Ich muß hier abbrechen, um zu einem Werke überzugehen, wodurch der verewigte Sintenis sich ohnstreitig den größten Schriftstellerruhm erworben hat, weil es so vielen Zweiflern Befriedigung und Ruhe gab, wie selbst die gebildesten Männer bekannten, z. B. der Dichter Weiße in Leipzig, welcher öffentlich sagt: „ich empfehle „dieses Buch Jedem, der an Fortdauer nach dem „Tode nur im geringsten zweifelt, denn auch ich „gehörte in diese Klasse; mich aber haben Sin„tenis Werke, besonders aber sein Elpizon, „belehrt und vollkommen beruhigt, so daß mir „der Tod eine angenehme Erscheinung seyn „soll;" — und von dem Grafen Stollberg las man vor mehreren Jahren in öffentlichen Blättern ein eben so lautes Geständniß.

Aus dem unverdächtigen Zeugnisse solcher Männer ist wenigstens so viel zu schließen, daß die Beweise, die im Elpizon aufgestellt werden, gründlich und von besonderer Art seyn müssen, weil sie selbst scharfdenkenden und gebildeten Männern genügten. Doch nicht blos daraus wollen wir den Werth dieses Buchs abnehmen, sondern auch bemerken, daß der nun Vollendete die von ihm aufgestellten Gründe und daraus gefolgerten Beweise für die Fortdauer nach dem Tode, sich so zu eigen gemacht, daß ihm die Todesgedanken selbst auf dem Krankenlager nicht erschüttern konn=

ten, er vielmehr mit dem festen Glauben an Unsterblichkeit freudig hinüberschlummerte. Als dieses Werk, bald nach seiner Herausgabe, Aufsehen erregte und Beifall erhielt, meinten doch mehrere Leser, es wäre die Frage: ob des Verfassers Denkart über den Tod, für ihn selbst fortdauernd, bis ans Ende fortdauernd seyn werde? Doch er hat die Wahrheit seiner Trostgründe durch sein Benehmen auf dem Sterbebette noch beurkundet, und daher verdient dieses Werk um so mehr eine ausführliche Anzeige.

Elpizon, ein junger Mann von Kopf und Herz, welcher eine sehr wackre Erziehung genossen, war von seinen Lehrern zum Glauben an geoffenbarte Religion eingeweiht worden, und befand sich ruhig dabei, bis er bei heranwachsendem Alter selbst zu lesen und zu denken anfing. Es entstanden Zweifel in ihm, besonders über seine künftige Bestimmung, daher beschloß er, selbst Untersuchungen über diesen Gegenstand anzustellen, denn, sagte er zu sich selbst: ich muß schlechterdings wissen, ob ich zur Fortdauer im Tode bestimmt sei oder nicht; denn ist keine Fortdauer, so gebietet mir meine Vernunft, blos für diese Welt zu leben, ist aber eine Fortdauer, so muß ich so leben, als ich mich dadurch zur künftigen Welt vorbereite.

Die Art, wie Elpizon diese Untersuchung anstellt, ist meisterhaft zu nennen, denn sie ist phi-

losophisch, das heißt: Schluß auf Schluß wird gebauet, aber so faßlich, daß Jeder die Richtigkeit davon einsieht, und so sehr man auch ehemals den verständlichen Vortrag in Mendelsohns Phädon mit Recht lobte, so wird solcher doch in dieser Hinsicht vom Elpizon noch weit übertroffen.

Zuerst wird der Begriff deutlich entwickelt, daß der Körper nicht den ganzen Menschen ausmache, sondern daß auch ein geistiges Wesen im Menschen wirke, welches wir Seele nennen, und dann werden alle Vernunftgründe für und wider die Fortdauer dieses Wesens scharf beleuchtet, und das Resultat führt dahin: daß der Mensch zu viel Anlagen und Kräfte habe, sobald dies kurze Leben seine ganze Bestimmung seyn sollte. Dieser Satz wird nicht blos zur Annahme hingestellt, sondern durch Beispiele und Vernunftgründe so deutlich erwiesen, daß keine Zweifel darüber obwalten können, und eben so unumstößlich gehen auch hieraus die Beweise für die Fortdauer und Vervollkommung dieser Anlagen hervor, denn weil in der ganzen Körperwelt nichts im eigentlichen Verstande verlohren geht, wie sollten diese verlohren gehen können? —

Elpizon geht nun weiter, stellt Betrachtungen über die Gottheit an, und da findet er denn, daß Gott das Wesen des Menschen so eingerichtet habe, daß Trieb nach ewigem Seyn in ihm entstehen

müsse, und es läßt sich nicht denken, daß Gott ihm solchen gegeben habe, wenn er nicht befriedigt würde.

Die 5te Betrachtung im 2ten Theile ist äußerst interessant. Der Plan der Gottheit, sagt Elpizon, muß was den Menschen betrifft, sich auch weiter als auf die Erde erstrecken, weil man hier zu viel Unvollkommenheit wahrnimmt, weil es nur hier und da auf der Erde zuweilen lichter, sittlicher und froher ward, dann aber auch das Gegentheil erfolgte. Jetzt geht nicht nur die Sache der Menschheit wieder rückwärts, — sagt Elpizon — und ist im Sinken, sondern es ist auch nicht zu übersehen, wie tief sie sinken, wie weit sie rückwärts gehen könne.

Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser seinem Herzen Luft, und beweißt, daß es das gegenwärtige militärische Sistem sey, wodurch die Menschheit sinkt, und noch immer sinken muß. — Wir wollen ihn selbst hören, was er darüber sagt, um abermals daraus einen Beweis seiner Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit zu erhalten.

„Schon die bloße Berechnung der Mannschaft, welche jetzt in Europa allein die Waffen trägt, müßte Jeden mit Entsetzen erfüllen. Wie? die Menschheit wäre dazu da, daß sie millionenweise unter Gewehr stehen sollte? Ist es etwa das Mit-

tel, den Menschen auszubilden, daß man ihn als Soldat hinstelle — so daß nichts mehr zu wünschen wäre, als daß allenthalben die ganze Nation Soldat würde? Ein Gedanke, vor dessen Realisirung wir nun allerdings nicht mehr sicher sind, der aber auch zu den fürchterlichsten aller Gedanken gehört!“ Nun wird der Zustand in welchem sich unsre Brüder als Waffenträger befinden, mit sehr lebhaften Farben geschildert. „Der arme Gemeine, heißt es unter andern, ist ganz Sklav, und wie mögen die Kraft und Lust haben ihre geistige Natur auszubilden, deren sinnliche Natur so niedergedrückt wird? Durch bloßes Schildwachestehen wird auch warlich nichts gelernt, und die Moral der Wachstuben, wie sie jetzt sind, ist von traurigem Gelichter.“

Daß die Sache der Menschheit durch das militärische System rückwärts gehe, ist der Satz den man hier sehr ausführlich auseinander gesetzt findet. So z. B. heißt es in einer Stelle: „Sobald die Knaben heranwachsen und gesund sind, werden sie den Eltern entrissen, und sie müssen sie, wenn sie sie noch so lieb haben, der härtesten Lebensart, und, wenn sie sie noch so gut erzogen, dem ärgsten Sittenverderben preis geben. Dazu also freueten sie sich ihrer Geburt — dazu liessen sie sichs so sauer werden, sie in die Höhe zu bringen? Diese zahllosen Jünglinge nun werden

aus Erwerbern, die sie hätten werden können, zu blossen Verzehrern gemacht; sie werden dem Feldbau, der Schifffahrt, dem Handel, den Gewerken, den Künsten und Wissenschaften entzogen, und der Verlust für den Staat ist um desto größer, weil man für das Militär die vollkommensten Jünglinge aushebt. Die grössesten, die stärksten, die mark- und geistvollsten gehören den Fahnen und Standarten zu; die übrigen sind gut genug, um Bauern, Bürger, Professionisten, Künstler und Gelehrte zu werden."

Nachdem auf solche Art das gegenwärtige Militärsystem von allen Seiten als nachtheilig für den Staat, für die gesammte Menschheit betrachtet wird, geht Elpizon zum Beweis des Satzes über, daß bei der Unvollkommenheit unsers Erdplaneten, die aus allen Theilen desselben hervorleuchtet, Gott, als Weltregierer, es nicht könne dabei bewenden lassen, daß es mit hier abgethan sey, sondern daß es einen andern Stern geben müsse, auf welchem das Menschengeschlecht zu mehrerer Vollkommenheit gelangen werde; einen bessern Stern für die auf Erden gedrückte Menschheit, wo die Natur nicht mehr zu Zeiten ihre Gaben versagt, wo kein Streit der Elemente zu fürchten, der menschliche Körper selbst von edlerer Art ist, und so auch der menschli.he Verstand und Wille.

Elpizon fährt fort Gott von allen Seiten zu betrachten, als Weltrichter, als Wirker im Universum zu einem letzten Zweck, als erklärter Feind des Nichts, und als Vater der Geister, und die Schlußfolge ist: daß da wir Gott als den Regierer der moralischen Welt erkennen, und aus der Menschheit im Ganzen nie etwas Rechts auf Erden ward, wird und werden kann, so gewiß muß auch noch eine zweite Welt für sie seyn.

Der zweite Theil schließt mit Elpizons Leben bis zu seinem Tod. — Es ist bemerkenswerth, daß Sintenis hier so viele Jahre vorher beschrieben hat, wie ein Gläubiger an Unsterblichkeit, stirbt, und seine Sterbensscene, viele Jahre nachher, fast pünktlich mit jener in Vergleich zu setzen ist. Mit jedem Tage ward Elpizon zusehends kraftloser am Körper, und kraftvoller am Geiste. Unaussprechlich geistesstark und heiter befand er sich am letzten Morgen. Ein inneres Gefühl sagts ihm, daß es der letzte sey. — Einige Zuckungen erfolgten; „Nun tretet Alle her, und sehet sterben! Mein letzter Segen über euch Alle. Mir wird äußerst wohl! Adieu, ihr lieben Hinterbleibenden! — Auf Wiedersehen! Ich gehe nur voran. Er faltete seine Hände, ward still, war verschieden.“ — Man vergleiche diese Worte mit der früher hier beschriebenen Sterbensscene des vollendeten Sintenis,

und die Aehnlichkeit zwischen beiden, muß jedem Leser auffallend seyn. —

Im dritten Theile dieses schätzbaren Buchs macht uns Elpizon mit den Bibelkonferenzen bekannt, die er mit seinem aufgeklärten Prediger Funk über alle höhere Offenbarung überhaupt, besonders über Stellen der Bibel gehalten hat, um daraus zu erklären, ob und was eigentlich in diesem Buche in Ansehung der Lehre von Fortdauer des Menschen im Tode, enthalten sey.

Auch im vierten Theile werden die Bibelkonferenzen mit Pastor Funk fortgesetzt, alle dahin gehörige Stellen, sowohl im alten als neuen Testamente geprüft, und so trefflich auch diese Erklärungen sind, die manche an sich dunkle Stellen erläutern, so ist doch der Anhang zum Elpizon, unter dem Titel: Pistevon, oder: Ueber das Dasein Gottes ꝛc., für Alle die sich von der Fortdauer nach dem Tode überzeugen wollen, noch interessanter.

Pistevon, wie uns hier erzählt wird, hatte in religiöser Hinsicht eine ganz besondre Erziehung erhalten, denn der Vater hatte alle nur mögliche Anstalten getroffen, daß der Knabe schlechterdings nichts durch Andere über Gott und von Gott erfahren könne. Seine Hauptabsicht dabei war allerdings, daß er weder zu früh Religionsideen überhaupt, noch gar falsche Religions-

Ideen zuerst bekommen sollte. Zur rechten Zeit erst wollte ihm der Vater die wahren und richtigen selbst beibringen; damit sie dann sein Herz mit voller Kraft erwärmen und es lebenslang für Gott und für die Tugend warm erhalten möchten.

Als der Knabe schon zehn Jahr alt war, hatte er noch nicht das Wort Gott gehört, und wie er unter solchen Umständen zur Religion gekommen ist, hat er hier selbst erzählt, und zwar so, wie es für den philosophischen Denker interessant, für Andre aber auch verständlich ist.

Um die Untersuchung: ob ein Gott sei? gehörig anzustellen, sucht er zuförderst den Begriff der Gottheit zu bestimmen, bemerkt verschiedene Vorstellungsarten von Gott, und sucht die Uebereinkunft des aufgestellten Begriffs von Gott mit der Bibel auf. Dann führt er den Beweis für Gott aus der Sinnenwelt, und geht über zum Beweise für Gott aus der übersinnlichen Welt.

Im sechsten Theile oder dem zweiten Anhange zum Elpizon werden uns seine hinterlassenen Briefe mitgetheilt, eben so schätzbar des Inhalts wegen, als alle vorhergegangenen philosophischen Spekulationen. Elpizon erzählt, wie aus dem Zweifler an die Fortdauer nach dem Tode, ein Gläubiger aus ihm geworden, und freut sich der erhaltenen Gewißheit durch eignes Nachdenken. „Alles,

was ich bin und habe, ruft er aus, ist mir nun erhabener. Nun will ich leben als Mensch, was so viel heißen soll, als: nun will ich meine höhere Natur erst recht beschicken, und dieses geschieht zuförderst dann, wenn ich nach Wahrheit strebe. Alles, was ich nun lerne, erkenne und begreife, erkenne und lerne ich nicht blos für diese kurze flüchtige Erdenzeit, sondern für immer. Mögen immerhin enge Schranken für mein Wissen gesetzt seyn! es ist ja die erste Welt blos, in der ich jetzt bin. In der zweiten werden diese Schranken weiter von mir gestellt werden ꝛc.“

Nachdem Elpizon seiner Fortexistenz wegen, mit sich einig ist, wirft er die Frage auf: wo wirds seyn, daß ich forteristire? — Er glaubt nicht, daß er ein Bewohner eines andern Planeten unsers Sonnensystems werde, denn Planet ist Planet, fährt er fort, er heisse wie er wolle, und, in je größerer Entfernung er seine Sonne umläuft, desto kläglicher mags wohl auf ihm stehen. Ihm bleibt nichts übrig, als die Sonne selbst, oder der Fixstern, der der Erde Licht und Wärme, Leben und Alles gibt, und der anderthalb Millionenmal größer ist, als sie. Sein künftiges Leben erwartet er fest auf den Stern, den man Sonne nennt. Er meint, daß diese seine künftig bleibendere Stätte seyn werde, daß er aber sein ewiges Bleiben auf diesem Stern haben werde,

ist ihm auch nicht wahrscheinlich, sondern die Idee des Wanderns von Sonne zu Sonne ist es, die ihn so exaltirt. — Wer sollte es dem denkenden Elpizon wohl verargen, daß er sich dergleichen Hypothesen bildet, wenn er aber seine Vermuthungen uns als Wahrheitssätze vorträgt, und von seinen süßen Träumereien mit ganzer Zuversicht spricht, so dürften nur wenige Leser ihm beipflichten. Uebrigens ist und bleibt Elpizon, so wie Pistevon, eins der vorzüglichsten von Sintenis Werken, das sich durch Gründlichkeit wie durch angenehmen faßlichen Vortrag empfiehlt.

An diese beiden Schriften schließt sich Oswald der Greis etc. an, ein Buch, das dem entschlafenen Sintenis als tiefen Denker über religiöse Wahrheiten so schön karakterisirt, und wenn es auch das einzige wäre, was er geschrieben hätte, uns sein seltnes Talent in faßlicher Erklärung der wichtigsten Gegenstände beweisen würde.

Man hat dem Verfasser den Vorwurf machen wollen, daß er sich, was den Vortrag seiner Ideen betrifft, oft wiederhole; und wahr ist es auch, man stößt im Oswald auf so manche Stelle, die Aehnlichkeit mit denen im Elpizon und Pistevon hat, aber diese Wiederholungen sind nicht Beweise von Armuth des Geistes, sondern waren nothwendig, wenn der Greis im Greisesalter das als Wahrheit bestätigen wollte, was er früher als

Mann gedacht und uns so empfehlend vorgetragen hatte.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß Sintenis in moralischer und religiöser Hinsicht gewisse Lieblings-Materien hatte, die er gern in Anregung brachte, um den Irthum, der nach seiner Meinung darinne lag, bestreiten zu können. Den Beweis davon werden die Leser bald erhalten.

In den ersten Abschnitten philosophirt der Verfasser über Welt und Gottheit. Er denkt sich drei Beweise für Gott, nehmlich den Beweis aus der Natur — dann aus dem Gewissen und zuletzt den Beweis aus der Idee eines allerhöchsten Etwas, die der Vernunft schlechterdings vorschweben muß, so bald sie den zu ihr gehörigen Grad der Ausbildung erreicht hat. Diese Hauptgegenstände zerfallen wieder in mehrere Abschnitte. So z. B. wird der Beweis für Gott aus der Natur im Kleinen oder aus der Natur auf der Erdenwelt geführt, dann aber auch aus der Natur im Grossen aus dem Sternhimmel. Hier bemerkt man abermals deutlich, was schon früher gesagt wurde, daß Sintenis unter allen Wissenschaften die Astronomie vorzüglich zu schätzen pflegte. So sagt er z. B.: „Ausgemacht wahr ists, daß diejenige Himmelsgegend unserer Halbkugel (der so„genannten alten Welt), welche ihrer stets herrli„chen Nächte wegen, die Wiege der Astronomie

„war, auch die Wiege der Religion ward. Wo „man sich auf den Sternhimmel zuerst verstehen „lernte, da lernte man sich auch zuerst auf Gott „verstehen. Ich wünschte daher, daß eine Art „von Volksastronomie in den Schulen gelehrt „würde, und glaube fest, daß dis das eigentliche „Mittel sei, dem Atheismus mit Glück entgegen „zu arbeiten."

Die folgenden Abschnitte über Würde und Bestimmung des Menschen, enthalten wichtige Wahrheiten, so deutlich als gründlich vorgetragen, aber auch manche Bemerkungen, die den strengen Orthodoxen anstößig wurden. So z. B. wird von Gott gesagt, daß er als Gesetzgeber in der sittlichen Welt nur Wohlgefallen an denen haben könne, welche sein Gesetz lieben und der Erfüllung desselben sich befleissigen, aber auch hinzugesetzt: an dieser Befleißigung den sittlichen Kräften nach, welche man hat, muß es denn aber auch eben so genug seyn, wie bei körperlichen Arbeiten an der Befleißigung nach seinen körperlichen Kräften, welche man hat. — Hier wird die Frage aufgeworfen: bedarf es im Nichterfüllungsfalle des Gesetzes eines Mittlers für uns, der zwischen Gott und uns hintrete, den Arm der göttlichen Rache gegen uns aufhalte, und durch seinen Opfertod unsre Sünden büße, damit dem Gesetzgeber nur Genugthuung geschehe? Die Antwort ist: „Wehe

dem, der auf solche Vorstellungen verfällt! weit entfernt ist er von aller wahren Verehrung Gottes. Welche Zusammenstellung von Begriffen — ein Allerhöchster und ein Racheathmer! nur den ungebildetesten Menschen kleidet Rache." Kann denn meine moralische Verschuldung auf einen Andern wandern, so etwa wie eine Geldschuld, die ein Anderer für mich bezahlte?

Kann man sich wundern, wenn solche und ähnliche Stellen zu Mißdeutungen und falscher Beurtheilung von Sintenis Karakter in religiöser Hinsicht, die Veranlassung gaben? Diejenigen Theologen, welche vom Kreuzestod des göttlichen Gesandten predigen, daß durch ihn die erzürnte Gottheit versöhnt worden, diese sage ich, müssen mit Sintenis unzufrieden seyn, wenn er sagt: „Gott durch Thieropfer versöhnbar zu machen, erklärt die Vernunft schon für halbe Blasphemie, aber ganze Blasphemie ist es, Gott gar durch ein Menschenopfer versöhnbar zu machen, und noch dazu bei der Nebenvorstellung, daß Gott selbst zu so einem Opfer die Anstalten, ja ausserordentliche Anstalten gemacht, und den allervortrefflichsten Menschen sich dazu ausersehen habe."

Auch Sintenis Nichtglaube an den Satan, worüber er sich im Oswald rein ausspricht, hat manchem Veranlassung gegeben, seinen ächt

religiösen Sinn in Zweifel zu ziehen. Sein Nichtglaube beruhet auf folgenden Gründen: das physische Böse entspringt aus derselben Einrichtung der Natur, aus welcher das physische Gute entspringt. Das moralische Böse in der Erdenwelt ist blos Menschenwerk, wie das moralische Gute in ihr. Nimmt man etwa auch an, daß ein übermenschliches Wesen, von Satans entgegengesetzter Beschaffenheit die Menschen zum Guten antriebe? Warum soll also Satan gerade es seyn, der sie zum Bösen antreibt? Sie fallen darauf ohne ihn; ihre häßlichen Leidenschaften, Wollust, Stolz, Neid, Rache, Hab- und Herschsucht geben es ihnen ein, wie dem Edlen sein edler Sinn das Sittlichschöne und Erhabene eingibt. — Wie gut ists, daß der Satansglaube sank! Heillosen Unfug hat er in der Welt angerichtet. Guten Menschen verursachte er nichts als Angst und Schrecken, den Bösen aber war er höchst willkommen, weil sie auf solche Weise all ihr Böses auf fremde Rechnung schreiben konnten.

Sintenis führt noch mehrere Gründe an, worauf eigentlich sein Nichtglaube an die Existenz eines solchen Wesens, wie Satanas gedacht wird, sich gründet, die aber hier zu bemerken, zu weitläuftig seyn würde und schließt diese Beweise mit den Worten: „Weg mit dem Satansglauben, der überhaupt wie an sich unsauber, so auch sehr un-

saubern Ursprungs ist, indem er in der Heiden=welt entstand, und aus dieser erst späterhin in die Judenwelt verpflanzt ward, aus der er hernach wieder in die Christenwelt überging, — aber ganz wider den Willen ihres Errichters. Satans wegen mithin bedürfte ich des Glaubens an besondre Gotteshinzu= und Dazwischentritte nicht, wohl aber der Menschen wegen, die nicht selten auf Erden so regieren, als wenn sie Satane wären.

Was — ohngefehr in der Mitte dieses Buchs — von Jesu gesagt wird, ist so interessant, daß ich einiges daraus anzuführen gedenke. Der Greis Oswald bekennt selbst, daß er Jesum jetzt mehr verehre, als vor 30 oder 20 Jahren, und giebt darüber die Erklärung, daß man bei seiner christlich=religiösen Erziehung es dadurch versehen habe, daß man ihm Jesum als einen zweiten Gott, neben dem es sogar noch einen dritten gäbe, hinstellte. — Es war unmöglich, fährt er fort, daß ich, als ich mein eigner Erzieher ward, und selbst nachzu=denken anfing, diesen Glauben beibehalten konnte. Meine Vernunft erklärte ihn für widersinnig, und mein eigenes Lesen des Evangelienbuchs überzeugte mich auch, daß Jesus selbst ihn nie gewollt hatte ꝛc.“

Oswald klagt nun, daß es ihm so gegangen, wie es in solchen Fällen allen jungen feurigen

Nachdenkern geht — er sprang von einem Extrem zum andern. War ihm Jesus erst zu Viel gewesen, so ward er ihm nun zu Wenig. In der Folge fing er sein Nachdenken über das Christenthum selbst, über sein Entstehen u. s. w. von neuem an, und kam so allmählig zu den Ueberzeugungen, mit welchen er nun sterben will.

Nach diesen seinen Ueberzeugungen nun, denkt freilich der Greis Oswald über die Geschichte Jesu, was seine Geburt, seinen Tod, seine Auferstehung, die Himmelfahrt und so weiter betrifft, ganz anders, als nach Maasgabe des gewöhnlichen Kirchenglaubens gedacht wird, aber demohngeachtet ist die tiefe Ehrfurcht, mit welcher er Jesum und seine Lehre betrachtet, unverkennbar, denn ihm ist er der größeste Volkslehrer, der weiseste, der vollkommenste Mensch seiner Zeit. — Nie, sagt Oswald, hat Jesus sich für einen zweiten Gott erklärt, niemals hat er gesagt, er sey Gott der Sohn, sondern sprach blos davon, daß er Gottes Sohn sey, und unter beiden Ausdrükken ist ein himmelweiter Unterschied. Er selbst, fährt Oswald fort, hat den Unterschied zwischen Gott und sich klar und deutlich angegeben, und was würde er also dazu sagen, wenn er hörte, daß ihn die von ihm gestiftete Kirche hernach angebetet habe, wie Gott — ihn, der selbst so ein herzlicher Anbeter Gottes war? —

Daß viele christliche Leser mit Oswalds Erklärungen in geistlichen Angelegenheiten, nicht übereinstimmend denken, dürfte wohl gewiß seyn, so wie überhaupt der Verfasser dieses Buchs durch die freimüthige Darlegung seines Glaubensbekenntnisses sich viele Gegner zugezogen hat, aber — widerlegt ist er nie worden, und es war solches auch nicht so leicht möglich, weil er gewöhnlich seine Behauptungen — wie z. B. im Oswald geschehen ist — mit biblischen Stellen belegte, die er wörtlich anführte, und wo man also in Verlegenheit kam, entweder diesen widersprechen zu müssen, oder auch die auf biblische Aussprüche und gesunde Vernunft gegründeten Meinungen, auf sich beruhen zu lassen. —

Eine nicht minder geistreiche Schrift des Verewigten, ist ohnstreitig das Buch fürs Herz, darinne an jedem Tage des Jahres Gegenstände mancherlei Inhalts so vorgetragen und beurtheilt werden, daß abwechselnd Unterhaltung und Belehrung daraus hervorgehen müsse; kurz, man könnte dieses Buch mit Recht eine praktische Philosophie für alle Stände nennen.

Zum Beweis, wie unterhaltend der Vortrag sey, darf man z. B. nachlesen, was am 15ten Apr. über das Wegziehen und Wiederkommen der Vögel zur Frühlingszeit gesagt wird. „Sie kommen insgesammt wieder, die Ungetreuen, so

bald ihnen nur die Witterung bei uns behagt. Sind diese befiederten Freunde nicht das wahre Bild von unsern mit Vernunft begabten Freunden, die es oft eben so machen? — Tischfreunde sind dergleichen im Herbst fortziehende und im Frühling wiederkommende Vögel allerdings; aber der Tisch, den's betrifft, ist doch nicht unser Haustisch, an welchem wir besonders speisen, sondern der Naturtisch, an dem wir mit ihnen zugleich speisen. Hätte dieser allgemeine Tisch im Winter Nahrung für sie, wie er Nahrung für uns hat, sie blieben bei uns; unser Haustisch ist ihnen ganz unbekannt, und wir reichen ihnen von ihm gar nichts. Denke ich mir dagegen Wesen meines gleichen, die mich als gewesene Freunde verließen, sobald mein Haustisch sie nicht mehr speisen könnte, und die sobald er sie wieder speisen könnte, aufs neue als Freunde zu mir zurückkehrten — wie viel schätzbarer sind mir jene blos befiederten Freunde, als diese mit Vernunft begabten Freunde!"

Daran, heißt es ferner, könne man den ächten Freund erkennen, daß er Winter wie Sommer, es mit einem halte, sich an keine Art von Witterung des Lebens kehre, und in bösen, wie in guten Tagen, bei uns ausharre 2c.

Daß der Verfasser ein Freund der Musik sey, ist aus mehrern Stellen zu erkennen, so z. B.

heißt es in der Betrachtung am 15. Apr. „Musik — wie viel bist du dem unverdorbenen Menschen! Wer dich nicht liebt, dem traue man so wenig, als dem, der aus der Natur nichts macht, oder dem, der Kinder nicht leiden kann. Ist dieses häßliche Drei bei irgend einem Menschen wirklich beisammen, den fliehe, wer ihn fliehen kann — ein solcher Mensch ist gewiß ein völliger Nichtmensch."

Sehr richtig wird bei dieser Gelegenheit gesagt, daß die Musik den Traurigen erheitern, den Gesunkenen aufrichten müsse, den Arbeiter stärken, den Andächtigen gen Himmel erheben, und so erfülle sie ihre höhere und eigentliche Bestimmung; aber auch dabei gefügt, daß sie, um dies zu bewirken, keine elende Stümpermusik seyn müsse, denn vor einer solchen flüchte der Kenner lieber an einen Wasserfall und ergötze sich am Gebrause desselben. —

Vorzüglich und in besondrer Hinsicht merkwürdig sind die Betrachtungen am 31. Mai, weil das was hier gesagt wird, ganz genau mit dem übereinstimmt, was wir von Sintenis letzten Lebensstunden wissen, denn grade so hat er so viele Jahre nachher gehandelt, wie er damals schon meinte, daß er willens sey, einst als Abgehender seinen ihm Hinterbleibenden ein Lebewohl auf immer zu sagen. Zuerst wolle er an seinem Abschieds-

tage unter ihnen anheben — mit Dankabstattung für alles das Gute, welches er aus seiner Verbindung mit ihnen schöpfte, und für alle Liebe, die sie gegen ihn gehegt und bewiesen. — Welchen Eindruck, meint er, müsse da z. B. Elterndank auf Kinder machen! Er werde sie tief dadurch bewegen; er werde sie in Liebe gegen sich dadurch noch aufs höchste stärken, und sich ihnen unvergeßlich machen.

Auf diese Dankabstattung, fährt er fort, sollen dann Bitten an sie folgen, nach seiner Trennung von ihnen im Guten zu beharren, denn, meint er sehr richtig, die letzte Stimme eines Menschen, der geliebt wird, hat ganz eigne Stärke, und, fordert sie vollends zur Rechtschaffenheit noch auf, so dringt sie tiefer ein, als alle Beredsamkeit der Welt. — Er will sie recht dringend bitten und beschwören, daß sie in seine Fußtapfen treten und in seinem Namen das, was er gern gethan hätte, fortthun, so wie es ihnen Lage, Zeit und Umstände verstatten. — Inbrünstige Wünsche für ihr Wohl, will er vor ihnen ausschütten, sie segnen, ihnen Lebewohl sagen, aber — jedoch Lebewohl auf Wiedersehen. Schon manche Trennung von ihnen — sagt er am Schluß, hatte ich erlebt, sie führte mich jedoch immer mit ihnen wieder hier schon zusammen, und ich wuste dis; so trennte ich mich von ihnen ruhig und freudig.

Die letzte Trennung aber scheidet mich von ihnen für hier ganz; dennoch will ich mich von ihnen eben so ruhig und freudig trennen. Mein allerletztes Lebewohl, das ich ihnen sage, soll von derselben zuversichtlichen Art seyn, wie das allererste, das ich ihnen sagte ꝛc.

Es ist äußerst denkwürdig, daß grade diese Handlungsweise, in der Sterbescene, die Sintenis damals, als er dieses schrieb, sich so lebhaft am 31sten Mai dachte, er nun ebenfalls am letzten Tage eines Monats so pünktlich befolgte, wie die Leser aus der frühern Erzählung sich überzeugen werden, daß man glauben sollte, er habe sich gleichsam dieser Sterbemethode von jener Zeit an zu eigen gemacht, und sey ihr nachgekommen, weil er sie für die richtigste erkannt und gehofft habe, durch solche den größten Eindruck auf seine Hinterlassenen zu machen, was auch der Fall gewesen ist. —

Ich gehe nun zu einem von Sintenis Werken von mehrern Theilen über, um meinen Lesern — so viel hier der Raum erlaubt — Rechenschaft von deren Inhalt abzulegen, und zwar um so mehr, da es mir scheint, als hätten diese Schriften gerade am wenigsten Aufsehen im Publiko erregt, da sie es doch, meiner Ansicht nach, ganz vorzüglich verdienten. Es sind nehmlich die Briefe über die wichtigsten Gegenstän-

de der Menschheit rc. von so mannigfaltigen und interessanten Inhalt, daß es der Mühe werth scheint, die Leser wenigstens mit einigen dieser Briefe bekannt zu machen. Im 5ten wird über die wirksamsten Mittel, Ruhe im Lande zu erhalten, gesprochen. Der einst früher über die Beschuldigung, Bürgeraufruhr anstiften zu wollen, gekränkte Sintenis, benutzt hier die Gelegenheit, auch dieses mit in Erwähnung zu bringen, und eben so auch die damals allgemeine Klage der Zerbster, daß ihr Fürst ausser Landes lebte. „Es ist — sagt er unter andern — die allertraurigste Lage für ein Volk, wenn sein Fürst sich ganz von ihm entfernt, wenn diese Entfernung, in der er zuletzt noch stirbt, ein ganzes Menschenalter lang währet, wenn seine Räthe unterdessen im Lande schalten, wie sie wollen, und wenn obendrein damit diese ganz gewonnen Spiel haben können, noch öffentlich daselbst angeschlagen wird, daß sich bei schärfester Ahndung kein Unterthan unterstehen solle, dem Fürsten seine Noth zu klagen. Dessen ungeachtet ist es weltbekannt, daß selbst in den allerneuesten Zeiten ein deutsches Volk sich wirklich in dieser Lage befunden habe; nie aber hat man dennoch das geringste von Aufruhr, mit Bestande der Wahrheit, ihm nachsagen mögen rc.

Es werden nun auch die Mittel angegeben, wie die Zufriedenheit des Volks mit der Regierung

zu befördern sey, und diese sind von der Art, daß man ihre Beherzigung von Seiten der Regenten und der Minister zu wünschen Ursache hat. So z. B. man stelle ein vollkommneres Verhältniß unter den öffentlichen Abgaben her; man belaste nicht den Erwerber, sondern den Verzehrer; man halte dem Unterthan Wort, und lasse keine Auflage, die nur auf eine gewisse Zeit geschah, über diese Zeit dauern. Man befördre Handel und Verkehr; man handle öffentlich gegen das Volk; thue nicht Machtsprüche, sondern empfehle neue Gesetze durch ihren unverkennbaren Nutzen für das allgemeine Beste. Man erlaube auch Oeffentlichkeit dem Unterthan; man lasse nicht nur jeden denken was er will, sondern auch seine Meinung sagen. So fährt er fort, die dienlichsten Mittel anzugeben, um Volksaufruhr vorzubeugen.

Auch in den Briefen über liturgische Verbesserungen wird viel Gutes, aber auch so manches gesagt, was denen auffallend seyn muß, die von einmal eingeführten Gewohnheiten ungern sich trennen. Was die Kindertaufe betrifft, so wird hier der Vorschlag gemacht, daß etwa jährlich viermal die Taufhandlung geschähe, und zwar an Sonntagen in Gegenwart der ganzen Gemeine, damit der Taufakt selbst desto feierlicher werde. Statt der Pathen, welche nun durch Einführung der Kirchenbücher völlig überflüssig

sind, sollen die Eltern der Kinder, welche immerhin auch älter als ein Vierteljahr seyn könnten, oder in Ermangelung derselben die nächsten Verwandten dabei gegenwärtig seyn. Was sollen die sogenannten Nothtaufen? wird hier gefragt. Wie kann man des nahen Todes wegen sogar mit der Taufe eilen? liegt hier nicht offenbar eine abergläubische Idee von übernatürlichen Kräften, die die Taufe habe, zum Grunde? Ist es aber möglich, daß ein vernünftiger Mensch auf den Gedanken kommen solle, zu glauben, daß Wasser, welches er aus dem Flusse, oder gar aus seinem eignen Brunnen schöpfen sieht, dadurch auf irgend eine Art kräftigeres Wasser werde, wenn gewisse Worte darüber gesprochen oder gebetet werden? Und — wo steht im ganzen Evangelium ein Wort hiervon? ꝛc. — Was die Kopulationen betrifft, so wünscht er überhaupt, daß sie ein Ende hätten, denn die Ehen sollten blos als geschlossener bürgerlicher Kontrakt behandelt, bei der Obrigkeit nur vorgetragen und von dieser konfirmirt werden. — So freimüthig wird auch hier über kirchliche Gegenstände gesprochen, und das war es denn auch, was dem so redlich meinenden Sintenis manche Gegner zugezogen hat.

Daß Er dem Kartenspiele erklärter Feind war, geht fast aus allen seinen Schriften hervor, wenig=

stens läßt er keine Gelegenheit vorbei, wo er nicht gegen Spielsucht und Spieler eifern sollte.

Das ist auch hier am Schlusse des ersten Theils der Fall, wo es heißt: „Wer die ganze moralische Verwüstung, die das Spiel anrichtet, mit einem Male übersehen will, der muß eine Stunde lang um einen Faraotische umherwandeln, und die an demselben Sitzenden beobachten. Es gibt vielleicht wenig Anblicke, die die Menschheit so entehren, wie dieser, und oft erträgt ihn der Weise auch nicht. Einmal aber sollte ihn von Rechtswegen jeder Mensch, der gut bleiben will, zu haben suchen, um der Spielsucht auf ewig bei sich vorzubauen. Keine menschliche Leidenschaft ist denkbar, die sich da nicht auf irgend einem der vorfindlichen Spielgesichter ausdrücke. Neid und Schadenfreude, Ingrimm und Rache, Arglist und Verzweiflung, wenn alles mislingt — wer diese alle gemahlt sehen will, wie sie Raphael nicht mahlen kann, der gehe um den Faraotisch her! Und alle diese häßlichen Leidenschaften hausen an jedem Spieltische mehr oder weniger ꝛc."

Auch der 2te Theil dieser Briefe enthält überaus lehrreiche Betrachtungen verschiedener Gegenstände. Moralische Reflexionen werden überall mit eingestreut, die es werth sind, beherzigt zu werden. — Bei Gelegenheit des Kapitels von Ehescheidungen heißt es unter andern: Sollen diese

aufhören, so muß auch in Zukunft erwachsenen jungen Leuten beiderlei Geschlechts wirklicher Unterricht über den Ehestand, über die Wahl des Gatten, über die Pflichten des Mannes und Weibes u. s. w. gegeben werden. Wo geschiehet dieses bis jetzt? Die Eltern berühren alle diese Punkte kaum oberflächlich, die Lehrer wagen sich gar nicht an sie. Man spricht mit jungen Leuten von weit entferntern Tagen, von Greiswerden und Leichenwerden; aber nicht von Mann- und Frauwerden, von Vater- und Mutterwerden. So fahren sie dann bei ihren Verbindungen zu, und werden durch Erfahrung mit ihrem unersetzlichsten Schaden erst so klug, wie sie durch fremde Unterweisung ohne allen Schaden hätten werden können rc."

Seines Erachtens sollte die Belehrung hierüber dasjenige seyn, womit sich der Schulunterricht schlösse, und das junge Leute gleichsam noch mit auf den Weg bekämen, wenn sie ihre Lehrer verließen. Familienglückseligkeit, eheliche Treue und Kinderwerth müßten die großen Kapitel seyn, welche man dann noch in der rührendsten und edelsten Sprache zugleich mit ihnen abhandelte; und so fährt der Verfasser fort dasjenige anzugeben, wodurch er meint, daß Ehescheidungen vermindert würden.

Bei dem Kapitel über Thierquälerei und der Behauptung, daß solche der menschlichen Na-

tur ursprünglich nicht eigen sey, sondern erst in sie gepflanzt werde, ist die schicklichste Gelegenheit, die Fehler bei der Kindererziehung zu rügen, und dieses geschieht denn auch hier so nachdrücklich, wie Sintenis in allen dergleichen Fällen zu sprechen gewohnt war, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch hier und da durch freie Sprache anstößig werde.

Im 3ten Theile dieser Briefe ist das Kapitel über das Studentenwesen das ausführlichste, und die Unzufriedenheit mit gegenwärtiger Einrichtung der Akademien, giebt hier zur öffentlichen Rüge die natürlichste Veranlassung. Es ist endlich einmal Zeit, heißt es gleich im Eingange, die ernsthaftesten Anstalten zu treffen, daß auch das Studentenleben im Ganzen edler werde. Wie? schickt sich das für Philosophen, für Liebhaber der Erkenntniß und der Wissenschaften, daß sie sich allen möglichen Thorheiten und Ausschweifungen überlassen, und im ungesitteten Wesen ihre Ehre suchen? Ist das die Vorbereitung zu künftigen Aemtern des Vaterlandes und zu würdiger Betreibung derselben? Wenn die Gemeinen nachher oft wüsten, was für einen Zeisig sie an ihrem Pastor hätten, wie würden sie sich schämen, Gottes Wort aus seinem Munde anzuhören! ꝛc.

Nach Sintenis Meinung ist den Kuratoren und Aufsehern der Akademien, die nicht thäti=

ger zu Abstellung des akademischen Unfugs sind, einzig und allein die Schuld beizumessen; denn der zwanzigjährige Jüngling, wenn er auch noch so gut erzogen worden, ist oft nicht stark genug, um vor Verführungen sich zu hüten, besonders weil er hier Landsleute und Hauspursche findet, die schon verwildert sind. — Mit lebhaften Farben wird das gewöhnliche Studentenleben geschildert, und zugegeben, daß dem Studirenden Lebensgenuß zu Theil werde, daß zu wünschen wäre, daß jeder ohne Gram und Sorgen und mit frohem Muthe seine akademischen Jahre hinbringen könnte, weil es ein elend studiren ist, wenn man fragen muß — was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, wovon werden wir die Kollegien bezahlen? aber eben darum, weil von Lebensgenüssen Studirender die Rede ist, so müssen es nur solche seyn, die sich über die Lebensgenüsse der Thiere und über die Lebensgenüsse des eigentlichen Menschenpöbels in allen Ständen erheben und die an Würde den Ideen gleich sind, welche die höhern Wissenschaften reichen, damit das Herz nicht in der Masse zurückkomme, in welcher der Kopf vorwärts kommt. —

Bei dieser Gelegenheit wird nun so viel Wahres und Gutes gesagt, daß man dieses Kapitel nicht genug den Eltern selbst wie den Studirenden

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

empfehlen kann. Sintenis klagte schon damals, als er diese Briefe herausgab, daß auf Universitäten so viel militärischer Geist walte. Dieser, sagt er, muß schlechterdings ausgetrieben werden, wenn die Akademien wahrhaftig zweckmäßige Anstalten zur völligen Ausbildung junger Leute, zu öffentlichen Aemtern im Vaterlande werden sollen, denn an sich selbst sind doch das Gelehrtenwesen und das Soldatenwesen wie Tag und Nacht verschieden. — So waren damals die Klagen, als diese Briefe herauskamen, was würde man aber jetzt sagen müssen, wie die Studirenden sogar aufgefordert wurden, den Fahnen zu folgen, und man ihnen zur Pflicht machte, als Freiwillige sich an das besoldete Militär mit anzuschließen, auch die akademischen Lehrer selbst ihre Lehrstühle verließen, um Offizierstellen zu begleiten? —

Ein karakteristischer Zug des verewigten Sintenis, war ohnstreitig die satirische Laune und die beissenden Ausfälle, die er dann zu machen pflegte, wenn er glaubte, einen Gegenstand auf solche Art besser als im ernsten Tone behandeln zu können. Zur Probe eine Stelle, bei Gelegenheit, da er das Degentragen der Professoren und Studenten tadelt, und meint, man könne sich des Lachens nicht enthalten, wenn die Professoren mit Degen paradiren und die Frage aufwirft: machen

etwa die Studenten das Leibregiment des Souverains aus, und sind etwa die Professoren die Offiziere davon? Er setzt hinzu: ein Lehrer der Wissenschaften und ein Mordgewehr! Ist das keine Kontradiktorie, so gibts keine. — Bei dieser Gelegenheit nun tadelt er auch den militärischen Aufzug eines Studenten, wenn er im Koller, mit Reuterstiefeln und mit Sporen geht. Seine eignen Worte will ich hier anführen: „In der That, ein solches Aeusserliches eines Reuters wirkt auf das Innere des Menschen, der es annimmt, zurück, und gibt ihm auch Reuterstimmung und Reutermanieren. Ich dächte, Sporen müßte man nur tragen, wenn man wirklich ausreuten wollte. Freilich ists jetzt Sitte, daß auch sogar Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, unaufhörlich mit Sporen erscheinen. Welcher vernünftige Mensch lächelt aber nicht dazu und denkt, wenn er so einem Manne begegnet — bist du nicht ein kurioser Mann! Thust immer, als wenn du rittest, und gehst doch auf deinen zwei Leibrappen einher, wie ich! Mir ists oft so vorgekommen, als wenn mancher, der immer mit zwei Sporen an den Füßen geht, noch einen dritten trüge, und zwar im Kopfe. Es ist ja doch seltsam, daß solche besporte Herren, wenn man kasu mit ihnen in Gesellschaft ist, von Unsereinen immer verlangen, daß man sich mit seinen Füßen vor den ihrigen hüten möge, und daß die Damen,

wenn sie dicht neben ihnen weggehen, ihres Kleides Saum Preis geben sollen. Gehen vollends Räthe ins Kollegium mit Sporen, so glaubt jeder, wer sie nicht kennt, daß sie in Gedanken gingen, und statt in die Reutbahn zu kommen, wohin sie eigentlich gewollt, sich in die Kanzlei oder Audienz verirrten. Sollte es nicht auch einmal Mode werden, daß man mit Peitschen ginge? Was wäre die Peitschenmode mehr, als die Sporenmode? Das müste allerliebst aussehen, wenn alle Männer von Stande ihre Karbatsche um den Leib her trügen, wenn jeder in Gesellschaften mit seiner Karbatsche erschiene, und wenn die Räthe in den Kollegien mit Karbatschen votirten und die Präsidenten mit Karbatschen präsidirten. Wer weis, was noch geschieht." —

Was das Duellwesen betrifft, so lies't man hier Worte, die so wie damals geltend, auch jetzt noch den akademischen Kuratoren zu empfehlen sind. Leute — sagt er — die sich den Wissenschaften widmen, müssen human, mild und sanft seyn; denn dis ist der Karakter der Wissenschaften selbst. Aber auch das sollen die Wissenschaften nicht einmal auf ihre Liebhaber wirken können, daß sie nicht mörderisch gegen einander den Degen ziehen? —

Sehr richtig wird gesagt, daß beim ganzen Duellwesen falsche Begriffe von Ehre

zum Grunde liegen, wie können also Philosophen es treiben, die sich durch Richtigkeit der Begriffe überall auszeichnen sollen? —

Sintenis bemerkt zwar, daß Gesetze gegen das Duelliren der Studenten gegeben sind, daß sie aber nicht streng gehalten werden. Seiner Meinung nach stehen auch mit jenen Gesetzen, die öffentlichen Fechtböden und Fechtmeister, welche für die Studirenden gehalten werden, in wirklichem Widerspruche. — Er geht so weit, daß er auch die Aufzüge der Studenten zum militärischen Geiste rechnet, der noch auf Akademien herrscht. Er versichert zwar alle Achtung für den Soldatenstand zu haben, aber der erste Stand, setzt er hinzu, muß er nicht seyn sollen. Man macht ihn aber zum ersten, wenn alle übrigen Stände, so bald sie eine Feierlichkeit vorhaben, den Zuschnitt dazu vom Militär nehmen. Schon als Knabe, fährt er fort, konnte ich mich über Aufzüge der Bürgerschaften ärgern. Müssen denn Bürger, wenn sie ihrem Fürsten eine Ehre erzeigen wollen, grade nach Soldatenart in Kompagnien und geschlossenen Gliedern, mit Flinten, Trommeln und Fahnen daher kommen? Was muß der Soldat sich einbilden, wenn er gleichsam zum Bürger sagen kann: — „Bürger, wenn du Aufmerksamkeit verdienen willst, must du erst mein Affe werden! Bei Studenten aber wird

die Sache noch auffallender. Wie? die Zöglinge der Musen und Grazien sollen die Affen der Söhne des Mars und der Bellona werden? ꝛc.“

Zur Umwandlung des Studentenlebens von Seiten der Moralität, wird hier besonders die völlige Austreibung des militärischen Geistes empfohlen, und dann auch die nähere Verbindung mit den Professoren.

In dem folgenden Kapitel über die Bibel und das Bibellesen, wird behauptet, daß die Bibel, wie sie da ist, kein Lesebuch für die gemeinen Christen sey, sondern gehöre diesen nur in Auszügen, die sehr sorgfältig gewählt werden müßten, theils weil vieles in der Bibel enthalten, was zu wissen dem gemeinen Manne unnütze, theils auch unverständlich ist, und lies't er vollends die Bibel nach der Reihe — o wehe seiner Bibellektüre! Kurz, es wird hier behauptet und zum Theil durch Beispiele und Gründe erwiesen, daß das Lesen der ganzen Bibel, wie sie da ist, dem gemeinen Christen sogar schädlich sey, was nun freilich mit den Grundsätzen der jetzigen Bibelgesellschaften, die das Bibellesen durch ihre Austheilungen allgemein machen wollen, gar nicht übereinstimmt. —

Die Veranlassung zu dem Briefe über den Eid, war folgende gewesen: es hatte Jemand in

Gesellschaft behauptet, daß die Zahl der Meineide durch nichts so unbeschreiblich vermehrt würde, als durch den üblichen Soldatenschwur zur Fahne, und das hatte ihm vielen Verdruß vom Militär sowohl als vom Civil zugezogen. Hier wird nun nochmals die Richtigkeit dieser Behauptung bewiesen, denn nur durch Zwang kommt die junge Mannschaft unters Gewehr, und Tausende und Hunderttausende schwören zur Fahne wider ihren Willen. Nach und nach finden sie erst den Druck, unter welchem sie stehen, das Sklaven- und Maschinenwesen so unerträglich, daß sie gewöhnlich sich nach Desertion sehnen. Was sollen sie auch unter solchen Umständen wählen? Ist es Nichts, am Ende sich zum Lande hinausführen und von weitem schon mit Kartätschen serviren und da, wenn das Schicksal nicht noch allbarmherzig ganzen Tod bereitet, sich zum Krüppel schießen zu lassen, um hernach zwanzig, dreißig Jahre lang noch unter Schmerzen sein Dasein zu verfluchen, oder im Lande umher zu betteln? Also — schon hierdurch, daß die mehresten Soldaten zum Dienst gezwungen werden, — ists wahr, daß der Soldateneid die Meineide ganz unzählig vermehre.

Nun geht es weiter, und wird auch behauptet und bewiesen, daß der Gerichtseid äusserst gemißbraucht werde, oft ganz und gar unnöthig sey und in und ausser Gerichten unübersehbaren Schaden anrichte. —

Mit besondern Fleiß scheint das Kapitel über gelehrte Weiber ausgearbeitet zu seyn, und deutlich wird der Unterschied zwischen gebildeten und gelehrten Weibern gezeigt. Wahr und trefflich ist die Schilderung eines gebildeten Weibes, wie nehmlich dadurch dem Manne das Leben angenehm gemacht und sie eine wahre Gehülfin des Mannes wird, und wie viel bei der Kinderzucht darauf ankomme, daß die Frau ein gebildetes und aufgeklärtes Weib sey. Sie ist es, die die Kleinen zuerst unter Händen hat, und also die ersten unauslöschlichsten Eindrücke auf sie macht und ihrem Kopfe und Herzen die ersten bleibenden Richtungen gibt. —

Nachdem nun erklärt worden, was unter einer gebildeten Frau zu verstehen sei, wird auch eine sogenannte gelehrte Frau in Betracht genommen, die nämlich, welche lauter männliche Kenntnisse hat, und keine weibliche, die den ganzen Tag sitzt und lies't, wohl gar schriftstellert, Latein spricht, griechische Autoren studiert, sich in die Theorien der Philosophen vertieft, und da ruft denn der Verfasser aus: o wehe der Welt, der gelehrten Weiber wegen! Die Bestimmung eines Frauenzimmers ist, Gattin, Mutter und Hausmutter zu werden, und hierauf muß das Mädchen studiren; alles aber, was hieher nicht einschlägt, führt dasselbe ausser seinen

Kreis und macht es zu einem widernatürlichen Anblick.

Wenn eine gelehrte Jungfrau Gattin wird, wie elend ist ihr Mann daran! Was hilft es ihm, daß sie zu erzählen weiß, wie die Griechen und Römer gespeißt haben, wenn die Speisen, die sie ihm auftragen läßt, nicht genießbar sind? Was hilft es ihm, wenn sie die Produktenkarte von ganz Europa inne hat, aber ihre eignen Vorräthe nicht gehörig einzukaufen und zu verwahren sich bestrebt, Wäsche, Tischzeug und Kleidungsstücke nicht revidirt, und in den Händen der Dienstboten alles drunter und drüber gehen läßt? Er mag nun verdienen, so viel er will, er kommt nicht aus. Zum Schluß dieser Abhandlung ruft der Verfasser aus: Gott behüte jeden Mann unsrer Art vor einer ungebildeten Frau, aber — eine sogenannte gelehrte Frau ist und bleibt auch entweder ein lächerliches oder ein widriges Geschöpf. Es steht entweder um ihre Gelehrsamkeit nicht richtig, oder wenn auch dis ist, so steht es doch um sie als Weib nicht richtig. —

Ich möchte aus diesem wie aus den folgenden Kapiteln gern mehrere Stellen ausheben, — und den Lesern würde es auch nicht unangenehm seyn — wenn es mich nicht zu weit von dem Hauptgegenstand ablenkte, doch der Vollständigkeit wegen

muß auch des 4ten Theils dieser Briefe hier kürzlich gedacht werden.

Daß Sintenis über alles nachdachte, was auch gänzlich ausser seiner Spähre lag, daß er über solche Gegenstände sogar gründlich nachzudenken verstand, beweißt unter andern auch der ausführliche Aufsatz über das Theater, der einige Bogen füllt, und die richtigsten Bemerkungen über das Ganze wie über einzelne Theile enthält, die man am wenigsten von einem Geistlichen erwarten konnte, doch der würdige Sintenis schränkte sein Wissen nicht blos auf das ein, was seinem Stande angemessen war, sondern alles was im Menschenleben nur vorkam, war ihm des Nachdenkens werth. —

Wenn Sintenis auch nicht das Theater grade für die Hauptschule der Weisheit und Tugend erkennt, wie einige Verehrer gethan haben, so läßt er solches doch als eine öffentliche Vergnügungsanstalt gelten, und das meint er könne es auch wirklich für Leute seyn, die an der Illusion überhaupt Geschmack finden, er gibt sogar zu — was noch wenige Geistliche gethan haben — daß gute Empfindungen auf dem Theater erweckt werden können, und daß manche Vorstellung schon die Veranlassung zu manchen edeln Handlungen nachher geworden ist, dann redet er aber auch nur von einen gut eingerichteten Theater.

Die größtentheils elenden und selten kaum mittelmäßigen herumziehenden Schauspielertruppen, will er abgeschafft wissen, denn sagt er, sie grenzen dicht an die Bär- und Kameelführer, treiben eine Art von vornehmer Bettelei, hinterlassen überall Schulden und sind ein wahres Asyl, worauf sich aus der Art schlagende junge Leute am Ende noch verlassen. Er verlangt stehende Schauspielergesellschaften, weil diese Art von Vergnügen schon zum höchsten Luxus gehört, folglich nur Residenz- und Handelsstädten gebührt, wohin viele Fremde kommen. Sind dergleichen Mehrere in einem Lande, und ist die Entfernung derselben von einander nicht zu groß, so kann sie eine einzige Truppe recht gut bestreiten, denn daß jahraus jahrein an einem Orte Schauspiel sey, ist doch wohl nicht nothwendig. Der Direktor der Truppe heißt es ferner, muß ein moralischguter Mann und für alle seine Leute verantwortlich seyn. Hierdurch allein kann der Schauspielerstand auf die Achtung Ansprüche machen, welche die übrigen Stände einander erweisen; auch empört es jedes feinere Gefühl, wenn man notorisch schlechte Menschen edle Rollen spielen sieht, und sie schöne Sittensprüche deklamiren hört, wovon ihr Herz kein Wort weis.

Bei dieser Gelegenheit wird auch etwas in Vorschlag gebracht, was nicht zu verwerfen ist,

nämlich die Schauspieler auch, so wie andre Künstler, gehörig zuzuziehen, das heißt, sie sollten eine gewisse Lehrzeit haben, die nach Beschaffenheit ihrer Talente zu verkürzen wäre, und wer während dieser Lehrzeit wenig oder gar keine Anlagen zum Schauspieler zeigte, müßte alsdann abgewiesen werden, und so würde das Publikum nicht mehr die Unannehmlichkeit haben, mit einem Meister einen Stümper zugleich agiren zu sehen.

So sehr auch der Verfasser von einen gut eingerichteten Theater eingenommen zu seyn scheint, so sind ihm doch die sogenannten Privattheater nicht sonderlich zu schätzen, weil er meint, daß dadurch viel Zeit verloren gehe, die man zu nützlichern Geschäften anwenden könne; daß dergleichen Dilettanten von weiter nichts als vom Theater sprechen, und es für den Denker und Geschäftsmann eine wahre Tortur sey, alsdann in ihrer Gesellschaft seyn zu müssen. „Das Beste bei der „Sache ist,“ so heißt es am Schluß, „daß der- „gleichen Privattheater selten von langer Dauer „sind; die Mehresten von ihnen sah ich bald mit „Zank und Streit sich schließen.“

Mit die Theaterschriftsteller ist er ebenfalls nicht zufrieden. „Was hilft es,“ wird gefragt, „Wenn wir auf einige Stunden in das alte Rom „oder Griechenland, oder auch selbst in die deut- „schen Ritter- und Raufzeiten versetzt werden?“

Ihm ist es zweckmäßiger, wenn der Schauspielschreiber die vaterländische Geschichte bearbeite, und seine Fiktionsstärke sich an Vorstellung alles dessen übe, was geschehen muß, wenn wir menschliche Würde und Glückseligkeit erlangen wollen.

Zuletzt wird auch des Orchesters gedacht, und wer sollte nicht in Sintenis Idee mit einstimmen, wenn er sagt, ein schönes Schauspiel und ein schlechtes Orchester, sey ein wahrer Widerspruch. „Virtuosen müssen es nicht nur seyn, „welche agiren; Virtuosen müssen auch die Gei„gen streichen, die Hörner blasen u. s. w.“ Die Kraft der Musik muß sich zur Kraft der Aktion gesellen; so werden die Eindrücke, welche das Stück macht, gestärkt; die Empfindungen, welche es erregte, werden erhöhet, und das ganze Theatervergnügen erreicht seine Vollkommenheit.

Wie selten wird man so richtige Urtheile über Gegenstände dieser Art, aus eines Priesters Munde hören! —

Die darauf folgende Abhandlung über Zünfte und Innungen der Handwerker, beweißt den Scharfsinn des Verfassers selbst in Dingen, die wie man glauben sollte, ihm fremd wären. Zuerst berührt er die Geschichte der Innungen und dann kommt er auf die Untersuchung, ob solche abzuschaffen sind oder nicht? welche Frage von

den häufigen Klagen über Handwerksmißbräuche herrührt, und nach allen Gründen für und gegen ist das Resultat: daß es zweckmäßig sey, die Zünfte und Innungen beizubehalten. Der geschickteste Staatsmann kann über Gegenstände dieser Art nicht richtiger urtheilen, als hier geschehen ist. Das ist auch der Fall bei dem Raisonnement über öffentliche Landstraßen, wo das Unrechtmäßige und Zweckwidrige sehr bitter gerügt wird.

Wenn man weiß, wie ich schon früher erinnert habe, daß der ernsthafte Sintenis dem Spiele durchaus nicht hold war, so kann man leicht denken, daß in einem Kapitel, welches überschrieben ist: über die Spielsucht, eine sehr harte Lektion vorkomme. So z. B. heißt es, daß Spielen eine Sache für Kinder sey, und daß wenn sie auch den ganzen Tag spielen, man sich nicht wundern kann, denn es sind Kinder. So oft also ein Erwachsener spielt, zeigt er sich wieder als Kind. Wählt er nun vollends das Kartenspiel zu seinem Spiele, so ist er noch thörichter als die Kinder. Diese lieben doch wenigstens noch Spiele, bei welchen sie sich bewegen und den Umlauf ihrer Säfte befördern; die großen Kartenspieler aber pflanzen sich an den Tisch, sitzen sechs, acht und mehrere Stunden hintereinander und verdicken alle Flüssigkeiten ihrer Ma=

schine. — Der Nachtheil, welcher von allen Seiten her aus der Spielsucht entspringt, wird hier mit sehr lebenden Farben geschildert, und die Hazardspiele insbesondre und gänzlich verdammt. Der moralische Mensch (heißt es bei dieser Gelegenheit), weiß nicht, wie ihm zu Muthe wird, wenn zur Entschuldigung der Erlaubniß der Hazardspiele in allgemeinen Verkehrzeiten ihm gesagt wird, daß dadurch der Markt blühender würde, und viele Fremde ihn blos deshalb besuchten. Wodurch also eine Stadt zur Marktzeit an Nahrung gewinnt, das ist zu erlauben? Der moralische Sintenis ruft hier mit Recht aus: Hilf Himmel, welch ein unmoralischer Satz in der Politik! —

Auch die Abhandlung über Volksfeste ist überaus zweckmäßig abgefaßt. Da heißt es unter andern: Volksfeste müssen seyn, aber ihre Einrichtung sollte billig verbessert werden. So z. B. wird es für einen großen Fehler gerechnet, wenn sie eine ganze Woche dauern, denn das zu lange dauernde Vergnügen stärkt nicht die Leute zur künftigen Arbeit, sondern erschlafft sie vielmehr. Musik und Tanz wird für die passendsten Vergnügen für das Volk gehalten, und damit bei dergleichen Festen, Ordnung, Ruhe, Zucht und Ehrbarkeit herrsche, der Vorschlag gemacht, etwa zwei der vernünftigsten Männer aus dem Orte zu

Aufsehern zu erwählen, auch könnten auf Dörfern wo Prediger sind, diese beim Volksfeste ab- und zugehen, und selbst den Justitiarien würde es wohl anstehen, wenn sie an solchen Tagen sich unters Volk mischten.

Auf diese hier angezeigten vier Theile der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit rc. folgen auch Fragmente von Briefen rc. und in diesen sind manche *launige* Aufsätze, satyrischen und zugleich moralischen Inhalts vorgetragen. So z. B. was das bekannte Sprüchwort betrifft: kleine Diebe henkt man rc. lies't man einen Brief an einen Scharfrichter, bei welchem der Briefschreiber auf einer Reise einkehrte, und ihm von einem einfältigen Bauerkerl erzählt wurde, der ein Pferd von der Weide gestohlen hatte und gehenkt worden, dabei auch eines Ministers gedachte, der mit 6 Pferden führe, die er alle gestohlen, und der im ganzen Lande umher raubte, wie er wollte. Der Scharfrichter erzählt mehrere dergleichen Fälle, und ist unzufrieden, daß es so ist; aber der Reisende erwiedert: da nun einmal die großen Diebe nicht gehenkt werden, so muß es doch bei den kleinen Dieben geschehen, denn was sollte wohl aus einer Welt werden, in der gar nicht mehr gehenkt würde? Dann aber auch — wenn die kleinen Diebe gehenkt werden, so

sollen die großen daran ein Beispiel nehmen und denken, wenn's dem grünen Holze so geht, wie müst's eigentlich dem dürren gehen? Kurz, sie sollen sich dadurch bessern; für ihre Besserung aber muß doch wohl gesorgt werden? — In dieser Manier werden mehrere Gründe vorgetragen, warum die Wahrheit des gedachten Sprüchworts gewöhnlich bestätigt ist.

Den darauf folgenden Vortrag, über gelehrte Streitigkeiten rc., sollten alle Schriftsteller beherzigen, und sie würden dann weniger geneigt seyn, in gelehrte Händel sich einzulassen.

Auch über politische Gegenstände findet man in diesem Buche sehr richtige Ansichten. So z. B. ist ein Kapitel überschrieben: die allerneuste hohe Schule, welche die Neufranken für Fürsten und Völker errichtet haben, und hier wird der Grundsatz aufgestellt, daß Auswärtige unrecht gethan haben, in die französische Revolution sich einzumischen. Er nimmt zum Beweise das Beispiel von einem fremden Haushalt her und sagt sehr richtig: wenn ich keine Inspection darüber habe, so muß ich mich nicht mit einmischen, und wenn auch der ganze Haushalt abgeändert oder reinhin umgekehrt wird. Was würde eine mir fremde Familie dazu sagen? Und wenn ich nun gar mit meinen Leuten ins Haus

fiele und mit Gewalt den alten Haushalt wieder herstellen wollte, würde sie sich nicht vereinigen, mich und meine Leute hinauszuwerfen? Würde sie nicht, wenn wir dann den Kürzern zögen, sich zu einem ähnlichen groben Gegenbesuche in unserm Hause berechtigt halten, und vielleicht gar nun unsern eigenen Haushalt abändern zu dürfen glauben? — Der Erfolg hat bewiesen, daß Sintenis so zu politisiren Recht hatte, und eben so auch wenn er sagt: die Fürsten hätten, statt in die französische Staatsumwälzung sich einzumischen, weit besser gethan, wenn sie recht ruhig und andächtig den Ursachen nachgedacht hätten, aus welchen jene Revolution entsprungen seyn möchte! Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben u. s. w.

Selbst kameralistische Gegenstände sind dem geistlichen Sintenis nicht ganz fremd, das beweis't seine Abhandlung über die Holztheurung, in welcher den Finanzministern eine scharfe Lektion gelesen wird, wenn sie nehmlich sich einbilden, ein Recht zu haben, das Holz, welches in den Waldungen eines Landes wächset, den Menschen desselben Landes so hoch versteigern zu können, wie sie wollen. —

Es sind in diesen Briefen noch viele treffliche Bemerkungen enthalten, die theils in die Moral, theils in die allgemeinen Lebenserfahrungen ein=

schlagen, von denen aber keine weitere Anzeige geschehen kann, weil noch andre Schriften übrig sind, die ebenfalls verdienen, unsre Leser mit ihrem Inhalt bekannt zu machen, um die frühere Behauptung darzuthun, daß der Verewigte ein Mann seltnen Verdienstes, nicht gewöhnlicher Gaben war, sondern in jedem Fache sein allumfassender Geist sich auszeichnete.

So z. B. ist Theodors glücklicher Morgen ꝛc. mit Recht ein Regentenspiegel zu nennen, den man jedem jungen Prinzen, welcher die Aussicht hätte dereinst Landesfürst zu werden, vorhalten sollte. Sagt man vielleicht: es ist doch nur ein Roman, so kann man darauf erwiedern: wollte Gott, daß alle Romane gleiche oder ähnliche moralische Grundsätze in sich faßten, um sie auf faßliche Gemüther überzutragen. Nur den Hauptgegenstand dieses trefflichen Buches kann ich des Raums wegen hier anzeigen. Adolf und Ulrike waren ein seltnes Fürstenpaar, was Güte des Herzens und den Adel der Seele betraf. Ihnen wurde ein Prinz geboren und dieser so erzogen, wie man jede Fürsten-Erziehung wünschen sollte.

In den ersten Jahren seines Lebens blieb der junge Theodor ganz unter der Erziehung seiner Mutter, und Adolf sorgte dafür, daß keine alberne Weiber um ihn wären. Die Wärterin durfte nichts, als das Nothwendige sprechen; die Kam-

merfrau sprach mehr; Ulrike das meiste. Stehen und gehen mochten ihn seine Verpflegerinnen lehren, wie sie wollten, aber für reden, thun, geniessen und leidenlehren waren Vorschriften gemacht, die er mit Ulriken gemeinschaftlich verabredet hatte, und die unverbrüchlich befolgt werden sollten. Die Summe dieser Vorschriften war, den Knaben nichts Böses sehen und hören zu lassen, vor erheblichem Schaden ihn zu bewahren, auf seine kleinen Unfälle aber nicht zu achten, jedem Aberglauben und Vorurtheile den Zugang zu ihm zu versperren, keine Komplimente mit ihm zu machen, noch weniger ihm von seiner vornehmen Geburt und Bestimmung etwas vorzuschwatzen, sondern ihn schlechtweg Theodor zu nennen.

Adolf hatte einen eignen Plan entworfen, nach welchem sein Theodor erzogen werden sollte. Nach solchem wurde allen Hofleuten verboten, den jungen Theodor, der sein siebentes Jahr angetreten hatte, weder Ihro Durchlaucht, noch gnädigster Herr zu nennen, denn das ist er noch nicht, sagte der Vater, so einen Knaben nennt der Deutsche, Prinz, und so soll man meinen Theodor auch nennen. Auch sollte sichs Niemand einfallen lassen, ihm vorzuschwatzen, daß er einmal ein gro-

ßer vornehmer Herr werden, und über Land und Leute zu befehlen haben würde, denn wenn es Zeit seyn wird, ihm dergleichen zu sagen, setzte er hinzu, will ich es ihm wohl selbst sagen. —

Dem Hofrath Rothe gab der Fürst seinen Theodor zum Hofmeister, und zugleich die Instruktion, wie er sollte erzogen werden. Diese Erziehungsmethode war sehr einfach; Theodor war einfach gekleidet, mußte sich selbst an- und ausziehen, schlief Sommer und Winter unter einer Matratze und nie länger, als sieben Stunden. Mittags 12 Uhr wurde gespeiset, mehrentheils mit Rothen allein, zuweilen aber auch in Gesellschaft seiner Eltern. Mehr als zwei Gerichte wurden ihm niemals aufgetragen. Um 7 Uhr ward Abendbrod gegessen, aber nie warm, u. s. w.

Diese ungewöhnliche Erziehungsart des Prinzen machte Aufsehen. Es blieb nicht bei dem blossen Reden und Urtheilen darüber in Gesellschaften, sondern es erschienen sogar satyrische Schriften darüber. — Fürst Adolf erfuhr dieses, ließ in alle Buchläden sagen: man könne diese und andre ähnliche Schriften ohne alle Besorgniß frei und öffentlich verkaufen. Uebrigens — setzte er hinzu — hat mir niemand vorzuschreiben, wie ich Theodorn erziehen soll; Ich — ich bin sein Vater.

Theodors Unterredungen mit seinem Hofmeister Rothe, — wie trefflich sind diese, wie nach-

ahmungswerth für jeden, der Fürstenerziehung will kennen lernen, um nach dieser Methode seinen Zögling zu bilden.

Einer von Adolfs Räthen, Namens Zensdorf, ein alter würdiger Mann, wird hier mit aufgeführt, der mit dieser Erziehungsmethode gar nicht zufrieden ist, dem Fürsten Einwendung macht, und daher Gelegenheit giebt, daß dieser sein ganzes Glaubensbekenntniß über Fürsten und überhaupt über Kindererziehung ablegen kann. So z. B. klagt Zensdorf des Prinzen Hofmeister an, daß dieser ihn nicht im Evangelienbuche oder in der Bibel lesen läßt, aber Fürst Adolf erklärt, daß dieses alles auf seinen Befehl geschehe. Das Bibellesen, sagt er, soll ihm nicht Schlendrian werden, er soll in diesem Buche erst dann lesen, wenn er ganz zu Verstande gekommen ist, wenn er das in der Bibel herrlich und schön findet, was wirklich herrlich und schön in ihr ist.

Zensdorf. Glauben denn Ihro Durchlaucht nicht, daß in der Bibel alles herrlich und schön sey?

Adolf (fest). Nein; es stehen auch schlechte und sogar schmutzige Geschichten in ihr. Die muß ein Mensch wenigstens nicht eher lesen, bis er in seiner Tugend fest ist. Und was wirklich herrlich und schön in der Bibel ist, das muß ein

Mensch auch nicht eher lesen, bis er vollen Verstand dazu hat, u. s. w.

So wurden denn öftrer Disputationen zwischen dem Fürsten und seinem alten Rathe gehalten, und als dieser noch immer nicht von einem Religionsunterrichte des Prinzen hörte, hielt er bei dem Fürsten um die Entlassung aus dem Dienste an, erhielt eine Pension und zog auf sein Gut.

An dem Tage, an welchem der Prinz 12 Jahre alt ward, hielt Adolf eine lange Unterredung mit Rothen, und zwar darüber, wie er wünsche, daß der Religionsunterricht eingerichtet werde. Von Frömmelei und Pietisterei sollte Theodor entfernt werden und seine Religion darinne bestehen, daß er ein oberstes Wesen als Schöpfer und Regierer der Welt glaube, daß er solches durch Weisheit und Tugend verehre, — daß er unsträflich lebe, und um sich her so viel Gutes thue als möglich. — Besonders sollte ihm nun bald die erhabene Lehre von der menschlichen Seele und von ihrer Unsterblichkeit vorgetragen werden, um auf diesem Wege ihn zum Glauben an die Zukunft jenseit des Grabes zu führen.

Das alles befolgte Rothe sehr genau, erst lehrte er seinem Zögling Naturreligion, und nachher machte er ihn mit Jesus und seiner Lehre bekannt.

Theodors Kenntnisse vermehrten sich herrlich mit den Jahren, und mit seinen Kenntnissen vermehrten sich sein Fleiß und Eifer. Er wurde in fremden Sprachen, in der Naturgeschichte, Geographie und Kameralwissenschaften unterrichtet. Tanzen lernte er gern; reuten aber lernte er lieber, und das Klavier noch lieber. Das höre ich gern, sagte Adolf, als er von Theodors Hange zum Klaviere hörte, und *ist mir lieber*, als wenn er ein wilder Reuter oder ein starker Jagdlustiger wäre.

An dem Tage, an welchem Theodor 15 Jahr alt ward, war große Kour angesagt. Der gesammte Adel, alle Minister und Räthe und die gesammten Kollegien versammelten sich in dem gewöhnlichen Saale. Fürst Adolf trat mit seiner Gemahlin und Theodor ein. Hier zeige ich Ihnen, sagte er, zum erstenmale feierlich die Freude meines Lebens, den Trost meines Alters, den Erbprinz Theodor.

Mittags ward an einer Tafel von hundert und funfzig Kouverten gespeiset. Adolf, der sonst kein Freund von Pracht und Fürstenluxus war, bewirthete heute seine Gäste auf das herrlichste. Die ältesten Weine wurden aufgetragen, und der Fürst selbst brachte die einzige Gesundheit aus — der Erbprinz heute und nach zehen Jahren! Adolf dachte sich viel bei dieser Ge-

sundheit, wovon sein Hof heute noch nichts ahnete. —

Nach aufgehobner Tafel fand man in einem andern Saale Spieltische gesetzt. Theodor sah bald hier bald da zu und war eben im Begriff, seinen Vater, der auch nicht spielte, wieder aufzusuchen, als ihm eine der ersten Damen eine Partie Whist antrug. Verzeihen Sie, sagte Theodor — wenn ich Ihnen in einer Partie Gespräch dienen kann, — von Herzen gern; spielen aber kann ich noch nicht. Er erzählte dieses nachher seinem Vater, welcher ihm sagte: glaube ja nicht, lieber Theodor, daß ich dir das Kartenspiel wehren will; du sollst es in Zukunft lernen. Man geräth zuweilen unter Leute, besonders an den Höfen, mit denen weiter keine Unterhaltung Statt findet, als durch die Karten. Ich spiele auch, aber nicht eher, als — bis ich muß. — Bei dieser Gelegenheit zeigt Sintenis abermals seinen Widerwillen gegen Kartenspiel, wie uns das schon aus frühern Stellen seiner Schriften bekannt ist.

Abends war Ball, wobei der Prinz sich besser befand, nicht sowohl des Tanzes wegen blos, als überhaupt des Damenzirkels wegen, indem er sich dabei wie in einer neuen Welt erblickte. Besonders tanzte er mit jungen Frauenzimmern, die er immer nach einander aufforderte. Eine davon war von Adel und Braut, die andre war die

Tochter des Regierungsrath Herzog, den Fürst Adolf sehr schätzte. Theodor unterhielt sich ganz unbefangen mit der Herzog, und gestand auch seinem Vater und Rothen, daß dieses Mädchen ihn sehr interessirt habe. Adolf hatte seinen Sohn an diesem Tage das Dorf Reinsdorf geschenkt, welches von nun an den Namen Theodorsdorf bekommen hatte. Dahin ging der neue Gutsherr täglich und lebte fast blos in der Idee seines Dorfs und der Beglückung seiner Bauern daselbst. Rothe bemerkte bald, welchen Eindruck dieses Mädchen auf Theodor gemacht hatte, suchte ihn zu zerstreuen, aber vergebens, das Bild der Herzog war ihm immer vor Augen.

Theodor, wie er siebenzehn Jahr alt war, machte sich auf Befehl seines Vaters fertig, die Akademie zu beziehen. Rothe begleitete ihn. Der Prinz zeichnete sich durch Fleiß und Betragen ganz vorzüglich aus, und nach 2 Jahren kam er wieder zurück. Nun gieng er auf Reisen ebenfalls mit seinem Erzieher Rothe. Er besuchte viele deutsche Höfe, reis'te dann nach Frankreich, in die Schweitz und war in Begriff nach Italien zu gehen, als die traurige Nachricht von seiner Mutter Tode ankam und sein Vater ihn schnell zurückrief. Die Rückreise ward äußerst schnell vollbracht. Auf der Grenze wartete schon ein Kavalier, der ihn nach seinem Landhause und Garten bei Theodorsdorf

bescheid, wo der Fürst sich seit dem Tode seiner Gemahlin aufhalte. In einem Silberpappelhaine war der Grabhügel unter welchem Ulrikens Gebeine ruheten. Hier fand Theodor seinen Vater, und wie rührend diese Scene war, ist leicht zu denken.

Während der Abwesenheit des Prinzen war der Regierungsrath Herzog gestorben. Eines Tages, als er in den heiligen Pappelhain eintrat, fand er am Grabe seiner Mutter eine weibliche Gestalt, deren Anblick ihn wie eine Erscheinung vorkam. Sie kam auf ihn zu und sprach in unbefangenem Tone: Ihro Durchlaucht verwundern sich gewiß, mich hier so unvermuthet zu finden. Ich bin jezt in meinem Vaterlande um es noch einmal zu sehen, und dann auf ewig von ihm Abschied zu nehmen. Mein Herz trieb mich vor allen Dingen zu diesem Grabe. — Warlich, rief er aus, Sie sind's! — Ja wohl bin ichs — die Herzog bin ich — erwiederte sie naiv. Der Prinz unterhielt sich noch einige Stunden mit ihr, und brachte sie dann selbst in seinem Wagen wieder nach Hause. —

Theodor war von dem Tage an, da er die Herzog wiedergefunden, an jedem Nachmittage und Abend in ihrer Gesellschaft. In der ganzen Residenz machte dies großes Aufsehen. Rothe sprach offenherzig darüber mit Theodorn und bat ihn, diesen Umgang abzubrechen, aber vergebens.

Er entdeckte sich seinem Vater, bat inständig ihm die Herzog zum Weibe zu geben, die er eben auf seinem Landhause verlassen hatte. Der Fürst war bewegt, Theodor verlangte sein Jawort — heute nicht sagte der Vater, und ging aus seinem eignen Zimmer weg. Theodor gerieth außer sich und jagte nach seinem Landhause zurück. Kaum war er von seinem Vater weg, als Rothe zu diesem beschieden ward. Es erfolgte ein langes Gespräch und die Finalsentenz des Fürsten war: reuten Sie schnell zu ihm, und bringen ihm meine Einwilligung. Er soll in seinem Garten mit der Herzog bleiben, bis ich selbst komme. —

Rothe traf die Liebenden bei Ulrikens Grabe in Gedanken vertieft, und brachte ihnen die fröhliche Nachricht. Der Fürst ließ dann seine ganze Dienerschaft aus den ersten Klassen nach Hofe berufen, und machte sie mit dieser Neuigkeit bekannt. Ich kenne die Macht des Vorurtheils, sagte er unter andern, aber den wahren Weisen muß man daran erkennen, daß er die Binde des Vorurtheils von sich werfe, und es ist auch nicht der erste Fall, daß ein Fürst, wie man es zu nennen pflegt, unter seinem Stande heirathe. Den Umstand, daß sie von bürgerlicher Herkunft ist, glaube ich, müsse man durch ein Bonmot auf die Seite räumen. Der Vater dieser Edlen hieß Herzog; K a r o l i n e i s t a l s o e i n e g e b o r n e H e r z o g i n. —

Adolf eilte nun seinem Sohne selbst die väterliche Zustimmung zu bringen und seine Schwiegertochter zu umarmen. Bald nachher war der Vermählungstag, und Theodor im Besitz seiner Karoline, der glücklichste unter allen Fürsten; regierte nach seines Vaters Tode mit Segen und Ruhm, und hatte alle die Freuden, welche die Erde ihren guten Fürsten nur reichen kann! —

Ich denke, die kurze Darstellung dieser Geschichte soll hinreichend seyn, die Leser zu überzeugen, welche seltne Gabe Sintenis auch dann besaß, wenn er Gegenstände der Fantasie bearbeitete; ungezwungen war dann der Plan der Geschichte und hinreissend die Art seines Vortrags.

Die Schrift welche den Titel führt: Stunden des einsamen Nachdenkens ꝛc. zeichnet sich vor vielen seiner andern Schriften besonders durch den ernsten Ton aus, in welchem Gegenstände verschiedenen Inhalts vorgetragen und von der moralischen Seite betrachtet werden. Man findet hier nicht die sonst bei Sintenis gewöhnliche populäre Schreibart, nur wenige der Abhandlungen gehören in diese Klasse, bei den übrigen muß scharf nachgedacht werden, um das was bewiesen werden soll, auch richtig verstehen zu lernen. Das ist z. B. der Fall gleich bei den erstern Kapiteln: Bestimmung der Menschheit, Loos

der Menschheit bisher, Loos der Menschheit in Zukunft.

Der 9te Abschnitt, der Aufschwung zur Gottheit, ist mehr Gebet als philosophische Betrachtung zu nennen. Sintenis Lieblingsgedanke, der gestirnte Himmel, giebt ihm auch hier Veranlassung, sich zur Gottheit aufzuschwingen, und inbrünstig zu dem Weltenschöpfer, dem Weltenregierer zu beten. „Alle jene zahllosen Sterne — heißt es in einer Stelle — sind auch gewiß Schauplätze deiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte, wie es die in Betracht gegen sie so kleine Erde ist, deren Bewohner ich einstweilig ward. Wie? blos auf dieser, die doch nur ein Planet ist, solltest du dich verherrlichen, und auf jenen unermeßlichgroßen Sonnensternen nicht? Ach, noch erhabenere Schauplätze deiner Alles übersteigenden Macht, Weisheit und Güte müssen sie seyn; und auf ihnen verherrlichest du dich gewiß noch göttlicher als auf der Erde, und es sind gewiß da auch denkende, ja noch denkendere Wesen die dich anbeten." Dieses Lieblingsthema pflegt Sintenis in seinen Schriften sehr oft und bei jeder schicklichen Gelegenheit zu berühren, und daher mag es wohl kommen, daß man ihm den Vorwurf gemacht, er wiederhole sich oft, was auch wohl nicht zu leugnen ist; aber bemerken sollte man mit zugleich, daß dergleichen Wieder-

holung immer mit andern Worten und auch mit Beifügung andrer Gedanken geschieht. So ist hier z. B. alles, was er über den Sternhimmel, die Sonnen und über das ganze Weltsystem sagt, nicht als philosophische Betrachtung, sondern in Form eines herzlichen Gebetes eingerichtet. —

In dem darauf folgenden Vortrage, Todtenerscheinungen überschrieben, läßt Sintenis seiner Fantasie freien Spielraum. Er citirt die Abgeschiedenen, die ihm einst so werth waren, als Geister zu sich, und unterhält sich mit ihnen über das, was sie oft im Leben mit einander sprachen, über Fortdauer im Tode, und bei dieser Unterhaltung kommt manche lehrreiche Betrachtung mit vor.

Auch da, wo er die Beweise für die Wahrheit des christlichen Religionssystems prüft, findet man den nehmlichen Gang der Ideen wie in frühern Schriften, nur wie sich von selbst versteht, mit andern Worten. Auch hier sieht er für keinen geltenden Beweis der Wahrheit eines Religionssystems an, wenn gesagt wird, sein Erbauer habe mit Gott gesprochen, und es also von Gott selbst empfangen. So erkennt er auch die Wahrheit eines Religionssystems dadurch auf keinen Fall, daß man von Wundern spricht, die sein Stifter gethan habe, denn der Wunderglaube war der ältern Vorwelt eigen, aber in

unsern Zeiten behagt er nicht mehr, und zwar aus sehr unverwerflichen Gründen. „Wir sind in den Naturkenntnissen weiter gekommen, als sie, und so können wir Vieles schon für ganz natürlich erklären, was sie für Wunder noch erklärte. Es giebt keine eigentlichen Wunder — so spricht jetzt die gesunde Vernunft." — Die Leser werden sich erinnern, daß bereits Stellen aus andern Schriften von Sintenis angeführt worden, wo ebenfalls über den Wunderglauben, und auch auf eben diese Art, gesprochen wird.

In der 19ten Stunde läßt Sintenis einen Fürsten Selbstbetrachtungen über seinen Stand und seine Pflichten anstellen, die alles umfassen, was ein Regent billig thun und auch nicht thun sollte. Dahin gehört z. B., daß ein Fürst selbst regieren muß, aber nicht nach Willkür, sondern daß die Gesetze seine Richtschnur seyn müssen und gegen diese kein Machtspruch ihm erlaubt sey. Ferner: die untersten Stände des Volks verdienen des Fürsten ganz besondere Unterstützung. Er muß vor allen Dingen dafür sorgen, daß nie Brodnoth in seinem Lande entstehe. Die Magazine müssen immer voll seyn, um den Wucher auf der Stelle Einhalt zu thun. Seine Waldungen muß er als die stehenden Holzmagazine betrachten, die die Natur nicht für ihn, sondern für sein Volk errichtete, u. s. w.

Auf die nehmliche Art stellt aber auch in der folgenden Stunde ein guter Bürger Selbstbetrachtungen über seinen Stand und seine Verhältnisse zu dem Staat an, und bei dieser Gelegenheit wird insbesondre Gehorsam gegen die Obrigkeit nachdrücklich empfohlen, und Volksaufruhr, als das traurigste Ereigniß in einem Lande, der Wahrheit gemäß geschildert.

Lesenswerth sind die Betrachtungen über Freundschaft und Zufriedenheit, aber besonders Lob verdient der Aufsatz über allgemeine Aufklärung, wo die Grenzlinien, wie weit die Aufklärung gehen soll, sehr richtig und scharf gezogen werden. Man eifre zwar, heißt es gleich im Eingange für allgemeine Aufklärung, man verstehe aber auch darunter nur eine solche, wie sie Jeder braucht, und wie sie für ihn in seinem Stande paßt. Nun werden die Grade angegeben, in welchem sie dem Menschen nöthig und heilsam ist. So z. B. wird die allgemeine Aufklärung dahin bestimmt, daß Jeder glauben lerne, Alles gehe in der Welt natürlich zu, denn der entgegengesetzte Glaube heißt — Aberglaube, und welch eine Hyäne für die Menschheit ist er! Ferner, zur allgemeinen Aufklärung gehört, daß jeder richtige Religionsbegriffe habe, nicht glaube, Gott allein durch Beobachtung äusserlicher Ceremonien zu verehren, sondern durch gute Ge-

sinnungen und Handlungen. Was den Himmel betrifft, so wird verlangt, daß Jeder wenigstens wisse, daß die Sterne insgesammt Welten sind, und von unserem Sonnensystem soll er die ersten Begriffe haben; aber große geographische und historische Kenntnisse braucht nicht Jeder zu besitzen. Ob er nach der Landkarte den Weg beschreiben kann, oder nicht, welchen man nehmen muß, um aus der Heimath nach Merico zu kommen, wenn er nur die Wege in seinem Vaterlande kennt, und von den Reichen und Ländern in Europa einige Wissenschaft hat. — Wer unterschreibt nicht gerne Alles, was hier über Aufklärung gesagt wird, und sieht nicht ein, wie richtig die Ansichten sind, die Sintenis auch in dieser Hinsicht hatte? Er schließt seine Beschreibung einer allgemeinen Aufklärung damit, daß Jeder ohne Unterschied in unserem Zeitalter solle lesen, schreiben und rechnen können. Das ist nicht nöthig, daß Jeder auch schön vorlesen und deklamiren könne; das Schöndeklamiren mag immerhin nur Einigen zum Vorzuge gelassen werden. So ist auch nicht nöthig, daß Jeder schön schreiben könne; es mag immerhin Schönschreiber geben — wenn die Uebrigen nur so schreiben, daß Andere es lesen können. Rechenmeister sollen endlich auch nicht Alle werden — denn mit der Regel Detri können die Meisten ihre Rechenbahn schließen; so weit aber sollte es Jeder ohne Unterschied bringen. —

Zu den Schriften, welche Sintenis besonders in Ansehung seines Kirchenglaubens karakterisiren, weil er ohne dem Inhalt beizupflichten, als Herausgeber sich auch nicht genannt haben würde, gehört vorzüglich: Gottlieb Denkers letzte Revision des Kirchenglaubens ꝛc. von welcher er in der Vorrede sagt: es hätten sich viele Theologen, so wie Gottlieb Denker in einem tiefen Geistesschlummer des Kirchenglaubens wegen befunden, sie wären jedoch durch Tellers Wörterbuch des neuen Testaments daraus geweckt worden, und eben so war es auch dem sogenannten Gottlieb Denker ergangen, welcher hier sein Glaubensbekenntniß ablegt, und daß der Glaube in diesem Buche auch der Glaube des Herausgebers gewesen sey, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dem sey wie ihm wolle — der Inhalt dieser interessanten Schrift soll kürzlich hier angezeigt werden, ohne über Verfasser oder Herausgeber irgend eine Anmerkung beizufügen.

Denker erzählt, wie er zuerst in gewöhnlichen Schulen die ersten Religionsideen eingesammelt, die sich tief bei ihm eingeprägt, und wie in der Folge seine akademischen Lehrer sich an diese Lehren, nur — weit künstlicher angeschlossen. Dadurch kam es, daß er fest an die Lehrsätze der Kirche nach den simbolischen Büchern und nach den Systemen der ältern Theologen glaubte, auch zehn

Jahre lang so fortschlummerte, bis Tellers Wörterbuch ꝛc. ihm in die Hände kam, das er fleißig studierte und ihm bei vielen Stellen eine ganz andre Aussicht und Einsicht eröffnete. Von dieser Zeit an stellte er öftere Revisionen seines alten verlassenen Kirchenglaubens an, und hier folgt nun seine letzte.

In Ansehung der Bibel ist nun Denkers Glaube vom allgemeinen *Kirchenglauben* sehr verschieden, denn Millionen glauben Gott *in ihr* reden zu hören, er dagegen lies't Gedanken bloßer Menschen darin. Millionen glauben, gewisse Lehren welche in ihr stehen und unbegreiflich sind, müßten ohne alle Prüfung für wahr gehalten werden, Denker dagegen behauptet, nichts müsse darin für Wahrheit erklärt werden, was nicht mit den Vernunftbegriffen von Gott und mit dem Sittengesetze der Vernunft übereinstimme, und zwar eben deswegen, weil sie von Menschen geschrieben ist, welche der Gefahr zu irren und zu fehlen, wie alle andre Menschen, unterworfen gewesen sind.

Bei dieser so großen Verschiedenheit im Denken, nimmt er sich nun vor, noch einmal zu prüfen, und das Resultat fällt dahin aus: daß die Vernunft sich selbst Stütze ist, die Offenbarung hingegen sich ganz auf die Vernunft verlassen muß, und ihre Glaubwürdigkeit von den Aussprüchen dieser abhängt. So entsagt er also dem Kirchen-

glauben, daß die Bibel eine unmittelbare Offenbarung sey, und sagt: Gott offenbart sich mir nur durch mich selbst. Gotteswort ist meine Vernunft. —

Das Kapitel von Gott umfaßt alles, was dahin gehört, um sich von dessen Daseyn zu überzeugen, denn der Glaube an Gott wird als unentbehrlich dargestellt, und deshalb zuerst der Kirchenglaube geprüft, welcher so lautet: Es sind drei verschiedene Personen in dem einigen göttlichen Wesen, Vater, Sohn und heiliger Geist, so daß der Vater ein Anderer, der Sohn ein Anderer und der heilige Geist ein Anderer ist, aber ein Jeder davon ist der einige wahre Gott — gleich ewig, gleich allmächtig. Diese Drei sind nicht drei Götter, sondern nur ein Gott; dergestallt, daß drei Personen in einem Wesen sich befinden, und jede, wie die andere, gleicher wesentlicher Gott ist. —

Dieser Kirchenglaube nun wird dem forschenden Denker dadurch verdächtig, daß er, statt Gottes Daseyn völlig begreiflich zu machen, einen in Unbegreiflichkeiten seines inneren Wesens verwickelt. Ferner heißt es: ist diese Lehre wirklich Bibellehre, wie man vorgibt, und der Grund der christlichen Religion, warum hätte sie denn die vermeinte göttliche Offenbarung nicht bestimmt vorgetragen? Aber ich finde — sagt Denker — in der Bibel blos

einen höchsten wahren Gott, in welchen nichts Verschiedenes ist. Jesus steht in ihr als ein Gesandter Gottes da, der weit über alle Menschen erhaben ist, aber den allein wahren Gott auch für seinen Gott erkennt. Der heilige Geist ist nach dem morgenländischen Sprachgebrauche der Bibel nichts Anderes, als eine Personifikation des Hauchs, der Stärke, des Verstandes und der Gesinnungen Gottes, so daß der ganze Artikel von der Dreieinigkeit, aus dem christlichen Lehrbegriffe weggelassen werden sollte. — Nach der Kirchenlehre sollen nun diese drei besondere Götter nur ein einziger Gott seyn, und so wird entweder aus drei Wesen nur ein Wesen, oder ein Wesen wird zu drei Wesen. Solche Widersprüche anzunehmen, meint Denker, können Niemand zugemuthet werden, daher er die Dreieinigkeitslehre als Glaubenslehre gänzlich verbannt wissen will, dagegen aber das Daseyn Gottes, mittelst der Vernunft zu beweisen sucht, und nach mehrern Vernunftschlüssen, davon immer einer auf den andern gebaut ist, mit Freuden ausruft: nun bin ich fest, unerschütterlich fest in meinem Glauben an dich und stolz auf meine Menschenwürde. Ich weiß, daß du bist, nun kann ich der Tugend treu bleiben und wenn ich einst sterben soll, so ist auch dies nicht schwer für mich. —

Das Kapitel von den Engeln ist überaus zart behandelt, d. h. nach der Lehre des Kir-

chenglaubens sey der Engel das höchste Geschöpf, und die theoretische Vernunft habe auch anfangs keinen Zweifel an Möglichkeit der Engel. Man finde es sogar glaublich, daß es in dem unermeßlichen Schöpfungsreiche, in welchem die Erde nur ein kleiner Punkt ist, mehr als eine Gattung vernünftiger Wesen gebe, unter welchen eine Art von Abstufung sey, so daß noch vollkommnere, als der Mensch, existiren können. Hierzu kommt, daß die Bibel, als eine vorgebliche unmittelbare Offenbarung Gottes, das Daseyn solcher Geister bestätigt. Da aber die Schriften des neuen Bundes, heißt es ferner, für keine göttliche Offenbarung gehalten werden können, und da die theoretische Vernunft selbst auch auf der andern Seite wieder Zweifel und Bedenklichkeiten des Daseyns der Engel wegen hat, weil dieser Gegenstand jenseits der Grenzen des sinnlichen Erkenntnißvermögens liegt: so lässet der Kirchenglaube, welcher seine Beweise bloß aus beiden entlehnt, auch hier wieder in Ungewißheit. Nach mehrern philosophischen Folgerungen wird zuletzt gesagt: daß die praktische Vernunft den Begriff vom Engel gar nicht bedürfe, um ihrem Sittengesetze, welches seinen innern Grund in sich hat, äussere Haltung und Festigkeit zu verschaffen. Er läßt also die Lehre von Engeln dahin gestellt seyn, sieht sie jedoch für keinen Glaubensartikel an, sondern sagt:

gäbe es auch keine Engel, so gibt es doch Gott, Freiheit und Unsterblichkeit! —

Was den Menschen betrifft, wie ihn Gott geschaffen haben soll und was er geworden seyn soll, ist Gottlieb Denker mit dem Kirchenglauben gar nicht zufrieden. Nach solchem hat Gott das erste Menschenpaar nach seinem Ebenbilde geschaffen, und es war ohne Sünde, als es aber auf Zureden des Teufels von einer verbotenen Frucht gegessen hatte, verlohren die ersten Menschen das göttliche Ebenbild und wurden aus dem Paradiese verwiesen. Weil sie nun die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts waren, so wurde ihre Versündigung mit allen traurigen Folgen auch dem ganzen Menschengeschlechte zugerechnet. Alle Menschen sind nun von Natur Sünder, bringen Erbsünde als Sünde schon mit auf die Welt, können nicht aus eignen Kräften besser und frömmer werden und sind, als Kinder des Teufels, zu ewiger Verdammniß bestimmt.

Denker ruft hierbei aus: Welch eine Belehrung ist dies? Wie? ich soll von Natur unfähig zum Guten und nur geneigt zum Bösen seyn? Ein Sünder soll ich seyn schon, ehe ich geboren war? Fremder Sünde wegen soll ich der Gewalt des Teufels und des Todes unterworfen und verdammt seyn? Dennoch habe ich mir meine Natur nicht gegeben, und so soll ich schon so ein Unge-

heuer gewesen seyn, ehe es noch von mir abhing, ob ich es werden wollte?

Darinne stimmt Denkers Glaube mit dem Kirchenglauben keinesweges überein. Vielleicht sagt er, ist bloßer Mißverstand gewisser Bibelstellen nur die Ursache von dieser Verunglimpfung meiner Menschenwürde, vielleicht kann die sogenannte Geschichte des Sündenfalls der Vernunft und der Seelenlehre besonders angemessener erklärt werden. Diese Erklärung nun wird hier auf eine Art unternommen, daß die Bibel an ihrem Ansehen und an ihrer Würde nichts verliert, im Gegentheil wird bewiesen, die Bibel lehre ausdrücklich von dem allen was der Kirchenglaube sagt, das Gegentheil, und bestätige deutlich und bestimmt, daß der Mensch, wie er gebohren sey, weder gut noch böse sey, eins von Beiden aber werden könne.

Das alles wird in diesem Kapitel sehr ausführlich auseinander gesetzt, kann aber nichts weiter davon hier angeführt werden, um etwas von folgenden Kapitel sagen zu können, welches von der Vorsehung handelt.

Auch hier findet sich bei der Untersuchung auf den ersten Blick, daß der Kirchenglaube auch diese so herrliche Lehre verdirbt, indem er Wahrheit und Vorurtheile so mit einander verwebt, daß man zu keiner beruhigenden Gewißheit kommen kann.

Nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen und nach unabänderlichen Gesetzen eingerichteten Laufe der Natur, spricht der Kirchenglaube auch von einer ausserordentlichen und übernatürlichen Weltregierung, welche Gott durch Wunder, womit er der physischen Natur nachhelfe, bewirke; ja, er spricht auch sogar von einem Einflusse böser Geister, welche zwar unter Gottes Aufsicht ständen und nur dann Böses in der Welt stiften könnten, wenn es ihnen von Gott verstattet würde, die mir aber doch eben so, wie jene Wunder, die wichtigsten Einwürfe gegen die göttliche Vorsehung veranlassen und mein Herz noch obendrein mit einer immerwährenden Furcht erfüllen könnten.

Auch hier soll die Bibel abermals die Beweisquelle des Kirchenglaubens seyn, was aber Denker nicht zugiebt und im Gegentheil fragt: wo sagt aber die Bibel, daß ein Wunder eine übernatürliche Begebenheit sey, und daß dergleichen Gott, entweder selbst oder durch Andere, welchen er die Kraft dazu verliehen hätte, in der Absicht verrichte, um der physischen Natur dadurch zu Hülfe zu kommen?

So viel ist gewiß, und das wird auch hier sehr deutlich bewiesen, daß der Unterricht der Vernunft mit dem Kirchenglauben nicht übereinstimmt, und am wenigsten bei der Lehre von der Vorsehung. Alles, was die praktische Vernunftreli-

gion von der Vorsehung sagt, ist weit lehrreicher als der Unterricht, welchen der Kirchenglaube darüber giebt. Jene belehrt richtiger über den Grund der Vorsehung sowohl, als über ihren Zweck, und eben dadurch wird der Einfluß, welchen der Glaube an diese hat, so herzlich und eindringend, und es kann einen nicht gereuen, wenn man auch in dieser Hinsicht den Kirchenglauben verließ.

Mit der Lehre von Christo im 7ten Kapitel geht es eben so. Ihm ist Christus das vollkommenste Ideal der Menschheit, und — heißt es gleich im Anfange dieses Kapitels — müßte ich nicht Gott allein anbeten, warlich, ich fiele auch vor Dir in Demuth nieder! Der Karakter Jesus wird hier auf das schönste geschildert, aber in einer noch weit erhabeneren, glänzenderen und heilbringenderen Würde steht er als Religions- und Sittenlehrer da. Nach seinen Vorträgen ist der Begriff von Gott, als Weltschöpfer, Weltregierer und Weltrichter, so rein und praktisch vorgestellt, daß er zugleich auch der wirksamste Beweggrund zur Sittlichkeit wird, ganz unmittelbar auf den Zweck hinweiset, allgemeine Tugend und allgemeine Glückseligkeit zu bewirken. — Hier wird nun Jesus Leben und Handeln von allen Seiten beleuchtet, und immer ergiebt sich, daß wir ihn als Muster der Vollkommenheit verehren müssen.

Aber was lehrt der Kirchenglaube von Jesu, wozu macht er ihn? — Jesus soll nicht blos Gott ähnlich seyn — das war er auch — sondern er soll sogar Gott seyn, wie Gott; ein Selbstgott soll er seyn und dabei ein Versöhner Gottes mit den Menschen, ein Sündenbüsser für die Welt. — Nicht genug, daß sein Eintritt in die Welt durch die Empfängniß von einem heiligen Geiste, durch die unverletzte Jungfrauschaft seiner Mutter u. s. w. zu einer eben so ausserordentlichen, übernatürlichen und wundervollen Begebenheit gemacht wird, wie sein Ausgang aus der Welt; er soll auch Gottes wesentlicher Sohn, Schöpfer und Oberherr aller Erschaffenen mit Gott von Ewigkeit seyn. Die Rede ist von einer göttlichen und von einer menschlichen Natur an ihm. Nach der göttlichen soll er schon vor jeder Schöpfung bei Gott und mit Gott gewesen seyn, nach der menschlichen soll er erst von seiner Geburt an vorhanden und allen Einschränkungen der Menschheit, nur die Sünde ausgenommen, unterworfen gewesen seyn. —

So unterrichtet der Kirchenglaube über Jesum und fährt dann fort uns zu sagen, daß Gott als Beleidigter durch die Sünde der Menschen, mit dem Sünder gezürnt und Genugthuung gefordert habe. Diese aber hat kein endliches Geschöpf leisten können, also mußte der Sohn Gottes, leiden und sterben u. s. w.

Denker sagt sehr freimüthig: „schriebe sich ein solcher Unterricht von Jesu selbst her — ich gestehe frei — so wäre es um meine Hochachtung und Liebe für ihn geschehen. Aber — das ist nicht der Fall, und es ist auffallend, daß die Bibel, aus welcher der Kirchenglaube doch seinen Unterricht erweisen will, nirgends die Lehre von der Gottheit Jesu absichtlich und ausdrücklich abgehandelt hat, sondern daß *man* diese nur aus einigen gelegentlich gebrauchten biblischen Stellen und Sätzen schließt, und also erst in die Bibel hinein trägt. — Wo hat er sich selbst jemals für einen Gott ausgegeben? Wo hat sich sein Herz, welches die tiefste Demuth gegen Gott fühlte, jemals die Gottheit angemaßt? Wenn er nun aber selbst sich nicht zu Gott gemacht hat — wie können ihn Andre dazu machen?

Ferner heißt es: der kirchliche Unterricht über Jesum, durch den er als Genugthuer für die Menschheit dargestellt wird, — empört den, der darüber nachdenkt. Wie unwahr, wie unschicklich und Gott erniedrigend ist es, daß die Sünde auch eine Beleidigung Gottes sey. Beleidigung ist eine Art von Kränkung, welche einem andern angethan wird; wie kann aber der schwache Mensch, als Geschöpf, Gott, seinem unerreichbaren Schöpfer, dergleichen zufügen? — Und könnte er es, hat Gott Leidenschaften, daß er da=

für Genugthuung forderte? Ist es möglich und mit der höchsten Gerechtigkeit vereinbar, daß Gott einen Mann, der nicht nur nie einen Fehler begangen hatte, sondern der auch das vollkommenste Ideal der Tugend war, unverschuldete Strafen für lasterhafte Menschen erdulden ließ? — Ist ein Mensch deswegen heilig, weil es ein Anderer ist? Erfülle ich dadurch die Bedingung der Glückseligkeit, wenn sie ein Anderer erfüllt hat?

Es macht diesem Denker wahre Freude, daß die Bibel von der Genugthuungslehre so wenig etwas weiß, als von der Lehre von der Gottheit Jesu, ob sie gleich der Kirchenglaube ebenfalls aus ihr geschöpft haben will. Alles kommt nur darauf an, daß man ihre Stellen, auf welche deshalb Berufung geschieht, nicht silbenweise, sondern nach dem Geiste und nach der Sprache des Zeitalters und der Nation erkläre.

Ließt man alle diese Kapitel mit Aufmerksamkeit, so kann es nicht fehlen, daß man gegen den sogenannten Kirchenglauben immer mehr und mehr eingenommen wird, denn es wird hier klar und deutlich bewiesen, daß die Versöhnungslehre und das, was von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes gesagt wird, in Ansehung der sittlichen Veredlung, sogar Schaden stiftet, denn die Vergebung der Sünden wird auf diese Art den

Sündern überaus leicht gemacht. Kein Wunder, daß solche Lehre so vielen Menschen sehr willkommen ist. Was schadet ihnen ihr Lasterdienst? Wie leicht ist er ihnen gemacht! Sie haben von ihm keinen Nachtheil zu befürchten, als daß sie ihm Gott wieder abbitten müssen. Sie haben nichts weiter zu thun, sagt Denker, als daß sie einige Gebetsformeln hersagen, daß sie fleissig, Gott sey mir Sünder gnädig, sprechen — daß sie sich Jesu Verdienst zurechnen und jährlich zu mehrern malen zur Beichte und zum Abendmahle kommen müssen. Dies sind die Bedingungen, unter welchen ihnen die Vergebung ihrer Sünden, auf das heiligste zugesichert wird. —

Solche sogenannte Gnadenmittel werden nun näher beleuchtet und mit der Taufe der Anfang gemacht. — Nur das Hauptsächlichste davon kann hier, des Raums wegen, angezeigt werden. Nach der Absicht Jesu sollte die Taufe blos eine simbolische Einweihung zu seiner reineren Lehre seyn. Auf diese Einweihungsceremonie hat Jesus nie den Werth eines Zwecks selbst gelegt, sondern sie blos als ein sinnliches Mittel gebraucht wissen wollen. Kann sie jetzt wohl noch nöthig seyn, da die Aufnahme in die sogenannte Christenheit zu einer Familie schon längst bewirkt und gestiftet worden ist? Die Taufe bezeichnet einen Uebertritt von einer Religion zur andern; wie

kann man Menschen, die von keinem Judenthume und Heidenthume zum Christenthume erst übertreten, taufen wollen? Nur auf den Fall also, wenn jetzt noch Juden und Heiden Christen werden wollen, wäre die Taufe noch anwendbar. —

Aber seltsame Dinge, heißt es ferner, lehret die Kirche von der Taufe. Man befiehlt nicht nur kleine Kinder gleich nach ihrer Geburt zu taufen, um ihnen Vergebung der Sünden, und den Glauben an Jesum zu ertheilen, sondern man unterhält auch immer noch den schrecklichsten Aberglauben des finstersten Zeitalters, daß Kinder vor der Taufe, Kinder des Zorns Gottes, und erst nach derselben, Kinder Gottes würden. Wann hat Jesus oder die Bibel irgendwo gelehrt, wird hier gefragt, daß zwischen getauften und ungetauften Kindern ein Unterschied sey?

Ueber die Beichte, besonders über die Privatbeichte, wird auch bei dieser Gelegenheit vieles gesagt, was denen die dem Kirchenglauben streng zugethan sind, allerdings sehr auffallend oder richtiger gesagt, anstößig seyn muß. Die Beichte, wird gesagt, ist eben so wie die Absolution, eine zu den schädlichsten Misbräuchen, wie zur wahren Entehrung der Religion, hinführende Gewohnheit und Ceremonie der Kirche. — Hält man nicht die Leute von allem Streben nach moralischer Vollkommenheit ab; wenn man auf jedesmaliges

Sündenbekenntniß Vergebung verspricht? — Wo finden wir in der Bibel die geringste Spur davon, daß vor dem Genusse des Abendmahls gebeichtet werden soll? Das Pfaffenthum, — wird hier gesagt, und wer unterscheidet nicht die Wahrheit dieses Satzes — das Pfaffenthum hat sich durch nichts mehr Ansehen, Macht und Gewalt über die Gewissen der Menschen zu verschaffen gewust, als durch das Beichtwesen; durch *nichts* hat es einen ergiebigern *Kanal aus* dem Geldbeutel der Laien in den *ihrigen geleitet*, als dadurch. —

Endlich ist noch der Genuß des Abendmahls übrig, welchen der Kirchenglaube zur letzten Bedingung zur Vergebung der Sünden macht. — Nun wird der Veranlassung zu dieser feierlichen Handlung gedacht, und solche ganz dem Geiste wahrer Religionsverehrung gemäß geschildert. Aber — zugegeben, daß ein solches Liebesmahl auf Menschen, welche sinnlicher Mittel zur Erweckung und Stärkung bedürfen, wohlthätige Wirkung haben könne, so kann doch auf keinen Fall weiter etwas darin gesucht und darauf gesetzt werden, als — dieses. Wie bald hat man mit dem Abendmahle die indische und heidnische Idee eines Opfers verknüpft. Wie bald fing man an es als ein Mittel zur Vergebung der Sünden zu gebrauchen. Wie bald trieb man eine Art von Zauberei damit, lehrte die übernatürlichsten Dinge

von ihm glauben und — stritte sich auf das heftigste darüber. So ward also die einfachste Handlung etwas Geheimnißvolles, und das Mahl, welches ein Vereinigungsmahl für die Christen sein sollte, ein Mahl der Spaltung und der blutigsten Fehden für sie. — Hat Jesus wohl je gesagt, daß die Apostel in, mit und unter dem Brodte seinen wahren wesentlichen Leib, und in, mit und unter dem Weine sein wahres wesentliches Blut genössen? —

Alle diesen Betrachtungen, die hier angestellt werden, laufen darauf hinaus, daß der Kirchenglaube durch seinen ganzen Unterricht über die sittliche Veredlung des Menschen, allen Samen der Tugend im menschlichen Herzen ersticke, sittliche Trägheit und Zaghaftigkeit wider die Anstrengung der edelsten Naturgaben einflöße, und noch dazu der Lasterhaftigkeit einen Schlupfwinkel öffne, und zum Sündigen einen öffentlichen Freibrief ertheile.

Was der Kirchenglaube über die Unsterblichkeit der Seele sagt, ist noch das Einzige, weshalb Denker mit ihm zufrieden ist, nur die Gründe, die dieser Glaube anführt, um Unsterblichkeit und Auferstehung zu beweisen, sind ihm nicht gültig genug, und noch weniger das, was uns von einem allgemeinen Weltgericht, von einem jüngsten Tage und von dem glücklichen und unglücklichen

Zustande der Menschen in der Ewigkeit erzählt wird. Zwar beruft sich der Kirchenglaube hier abermals auf die Bibel, es wird jedoch bewiesen, daß alle Beschreibungen solcher Begebenheiten, die nach dem Tode erfolgen sollen, als Auferstehung, jüngstes Gericht und dergleichen, blos von der bekannten Bildersprache der Bibel herrühren, und was den unglücklichen Zustand, den Zustand der Verdammten betrifft, wie *ihn* der Kirchenglaube beschreibt, so müste man auf der einen Seite Thorheiten annehmen, wenn er nicht ebenfalls wieder nach der Bildersprache der Bibel verstanden werden sollte; auf der andern Seite aber empört er die Menschheit gegen Gott. Sollen Feuerpfuhl, Finsterniß, Wurm, Zähnklappen u. s. w. nicht bloße Bilder des peinvollsten Elends seyn, welche Sünde und Laster nach sich ziehen müssen: so ist die Schilderung dieses traurigen Zustandes ein offenbarer Widerspruch mit der Schilderung des künftigen Menschenkörpers. Und soll der unglückliche Zustand von ewiger und unabänderlicher Dauer seyn, so wäre Gott gnädiger gegen den Wurm, welchen der Lastwagen erdrückt, als gegen Menschenseelen, welche er zu einer endlosen Pein verurtheilen könnte.

Ueberhaupt meint Denker, liege das Alles, was der Kirchenglaube von Auferstehung, jüngstem Gericht und dergl. erzählt, ausser dem Kreise un=

sers jetzigen Erkenntnißvermögens, ist problematisch und hat nicht den geringsten Einfluß auf unsre Tugend. Genug, daß wir denken können, es gebe Unsterblichkeit und unser denkendes, wollendes und fühlendes Ich sey unzerstörbar, und von einem allgemeinen Weltgerichte und von einem sogenannten jüngsten Tage brauchen wir nichts zu wissen. Jenes vermenschlicht uns Gott zu sehr, und ist also seiner unwerth; dieser aber, wenn er auch bei einer gewisseren Kenntniß aller Gesetze der Bewegung der Himmelskörper wahrscheinlicher wäre, interessirt uns weniger, als unser eigener jüngster Tag. Sorgen wir nur dafür, daß uns dieser in Bereitschaft finde, und daß er als unser letzter Tag auf Erden, zugleich der erste Tag einer höhern Vollkommenheit werde, so kann uns das Schicksal der Erde ganz gleichgültig seyn.

Nach diesen Betrachtungen eilt der sogenannte Gottlieb Denker zum Schluß seiner Revision des Kirchenglaubens, und will nie wieder eine Untersuchung über ihn anstellen, weil er versichert, dasjenige gefunden zu haben, was er brauchte und was ihm der Kirchenglaube nicht geben konnte, nehmlich den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit! —

Daß Denkers Schrift von wirklichen Denkern gut aufgenommen worden, ist leicht zu beurtheilen, aber auch eben so gewiß, daß der-

jenige Theil des Publikums, der dem Kirchenglauben streng zugethan war, mit Herausgabe dieser Prüfung und der Freimüthigkeit ihres Verfassers, höchst unzufrieden war. —

Sintenis selbst, der bei Herausgabe dieser Schrift sich nicht genannt hatte, vermuthete Widerspruch, und daß man versuchen würde, den Kirchenglauben gegen so öffentliche Angriffe in Schutz zu nehmen, aber — das ist nicht geschehen, man hat diese Schrift weder widerlegt noch konfiscirt, wie er in der zweiten Vorrede zu einer neuen Auflage selbst erzählt, und setzt hinzu: „vielleicht geschiehts nun, wenn mein Name hier steht,“ denn er wußte sehr wohl, daß er überhaupt, besonders aber unter seinen Amtsbrüdern, viele Gegner hatte! —

Wir haben Sintenis bisher im geistlichen, moralischen und pädagogischen Fache, ja sogar als Romanenschreiber kennen gelernt, aber noch war keine Gelegenheit zu zeigen, daß er auch in der Poesie nicht unerfahren war, ob er gleich auf den eigentlichen Dichterruhm nie Anspruch machte, und auch wohl scherzhaft gegen seine Freunde zu sagen pflegte: ich habe in meinem Leben viele Verse gemacht, mache deren auch noch zuweilen, und es schien mir manchmal als wenn ich einiges Talent dazu hätte aber — bei genauer Prüfung fand ich auch, daß zwischen Verse machen und dichten

ein bedeutenderer Unterschied sey, und so habe ich denn lieber die edle Prosa wieder ergriffen, mit welcher ich weit besser fortkomme ꝛc. So bescheiden Sintenis nun auch in Urtheilen über sich selbst war, so hat er doch in mehrern Gelegenheitsgedichten die deutlichsten Proben abgelegt, daß er auch in der Poesie nicht unerfahren war, und es sind ihm mehrere solche Arbeiten überaus gut gelungen.

Wenig bekannt ist die — wie man sie wohl nennen könnte — poetische Epistel, die er mit Prosa vermischt, im Jahre 1783 an seine am Pastor Schubring in Dessau verheirathet gewesene Schwester schrieb, als sie seit einigen Monaten Wittwe war. Nicht zu verkennen ist hier die Sprache des Herzens, und wenn auch nicht das Ganze, so sollen doch einige der vornehmsten Stellen hier zum Beweis dienen, wie gut Sintenis seine Gedanken zu ordnen verstand, und wie rührend sein Vortrag war, wenn er vom Herzen zum Herzen sprach, es mochte nun in ungekünstelter Prosa oder gebundener Versart seyn.

„Du Einzige deines Geschlechts, die ich auf Erden Schwester nenne — du Ewiggeliebte — seit einigen Monaten schon dachte ich dir diese Blätter zu; aber dein und mein Schmerz verstatteten mir nicht, sie zu schreiben. Zu zerrissen waren unsre Herzen über den Schlag des Schicksals,

der auf dich hinfiel. — Doch! nun haben die ersten schmetternden Eindrücke deines Jammers ausgewüthet. Dein beklommenes Herz hat sich durch Ströme von Thränen, die du ausschüttetest, Luft gemacht. Auch dein Bruder denkt nicht mehr mit jener erstickenden Angst, wie am Abend, da der Vollmond in das offene Grab deines Lieben schien, sondern mit stiller Schwermuth zu dir hinüber. So laß uns nun über das, was dir geschehen ist, nachdenken! —

Der Mann, durch den du Mutter bist,
der dich im Leben nie betrübte,
der Feind von allem Zwist, —
der Mann, der mehr die stillern Freuden liebte,
den nur, was männlich war und Nutzen schafft, ergötzte —
der Mann, der nicht gleich jedem offen war,
doch, ward er Freund, den Freund auch ewig schätzte,
der wenig sprach, und immer hörte,
im Leben, wie im Tempel, lehrte;
ein Edler aus der Priesterschaar —

er ist dahin. — Umsonst gehst du an sein Grab und rufst; er antwortet dir nicht mehr. Umsonst warten deine Kleinen, daß der Vater von der Reise zurückkomme; er kehrt nicht wieder heim. — Umsonst breite ich meine Arme nach ihm hin; ich umschließe ihn nicht mehr ꝛc. In seinem Sarge sah ich ihn — lange und mit einer Achtung, die den heiligen Schauern der unaussprechlichen Liebe

gleicht. Nie werd ich dabei des Anblicks, und was ich dabei empfand, vergessen.

Sanft gelöset — luftig ausgereckt —
wie ein Mann, der schön den Lauf vollendet —
nach dem Wonneziele hingestreckt —
von der Welt den Blick gewendet
lag er; — neben ihm der Wanderstab; —
schien zu lächeln auf sein Grab.
Friede Gottes schwebt' auf seinen Zügen;
Heiterkeit, wie nach erlangten Siegen,
Vorempfindung von der Freud' im Licht
mahlte sich im ganzen Angesicht,
und der Liebe süßen Bund
pries noch sein verschlossner Mund,
Herrlicher im Sarge liegen
sah ich meinen Vater nicht! —
Ohne Beben drückt' ich ihm die Hand
und es war als spräch' er: komm, mein Lieber,
komm bald nach hinüber
in das beßre Land,
wo wir uns nicht wieder trennen
und uns ewig Brüder nennen.

O meine Theuerste — laß michs der Welt sagen — er war meiner besten Freunde einer. Ich fand an ihm bald den Biedermann, den Gesetztdenkenden, den theilnehmenden Menschenfreund, den Mann mit Duldungsgeist. Ich würde ihn vor Tausenden geliebt haben, wenn er auch mein Bruder nicht war ꝛc.

Er spricht von dem großen Verlust, den seine Schwester durch den Tod ihres Gatten erlitten, und wie auch von allen, die ihn kannten, bedauert wurde, daß er so früh starb, und fährt dann fort:

Man spreche, was man will — die Tugend hat doch Lohn,
und hat ihn hier in diesem Leben schon.
Sie macht den Mann, der sich ihr treu ergiebt,
bei einer ganzen Stadt beliebt.
Sie ists, die ihn, so lang er lebt, mit Ehre schmückt
und ihn auch sterbend noch beglückt.
Wenn um den Menschenfeind
Alsdann nicht eine Thräne fließt:
so wird er allgemein beweint
und bang vermißt,
und jeder klagt, daß nun der Edle nicht mehr ist.
Am Grabe tönt ihm warmer Dank —
im Zirkel seiner Freunde Harfenklang,
Und hat er längst als Staub gelegen:
so ruht auf seinen Kindern noch sein Segen.

O wie herrlich hat Er geduldet! Wie viel hab ich von ihm auf meine letzten Stunden gelernt! Welche Gelassenheit — welche heilige Resignation — welche Beharrlichkeit bis ans Ende! O und die Scene seines Todes — ich sah sie nicht. Seinem Abschiede von dir und deinen Kindern hätt' ich nicht beiwohnen mögen —

ich hätt ihn nicht ertragen. Aber das Gebet hätt' ich hören mögen, womit er so lange und so andächtig und mit so angestrengten letzten Kräften seinen Hingang segnete. — Seine lächelnde Heiterkeit — die Miene des Entzückten hätt ich sehen mögen, mit der er es verrichtet haben soll. —

Schon reift auf bessern Feldern
ihm seine reiche Saat;
schon ernbtet er in Palmenwäldern
den Segen jeder guten That.
Schon weis er mehr als wir;
erkennt schon deutlich, was er hier
nur halb verstand.
Entrückt aus allen Dunkelheiten
küst er inbrünstiger die Vaterhand
an der wir hier noch zweifelvoll durchs Leben gleiten
und segnet seinen frühern Tod als früheren Gewinn;
sieht schönre Gotteswerke
und übt die Tugend dort mit grössrer Stärke —
Er, der durch seinen sanften Sinn,
und durch die Hoffnung, die schon hier in ihm geglimmt,
sich recht für jene Welt gestimmt.

Nun sucht er seine Schwester durch die oft weisen Wege der Fürsehung zu trösten, weil wir nach Jahren erst in ihre Führungen einblicken, Zusammenhang und Absicht dessen einsehen, was uns jetzt geschieht und dunkel ist, ja sogar schon Vorbereitungen dazu in noch frühern Ereignissen. Er

fodert sie auf, sich zufrieden zu geben, aber das Andenken deines Verblichenen, sagt er, soll uns ewig theuer und werth bleiben. Komm ich zu dir — kommst du zu mir, — so soll er stets eine unsrer süßesten Unterhaltungen seyn. Immer eine Stätte soll uns dazu heiliger seyn und mehr dazu auffodern als die andere.

Denk an den Sitz bei jenen Linden,
wo seine Kinder er begrub — wo er so gern verweilte,
und um der Ruh' im Grabe Vorschmack zu empfinden
mit seinen Kleinen schon die kühlen Schatten theilte,
und zu dir sprach:
„Begrab mich einst hier meinen Kindern nach!
„O Mutter, sieh doch, wie die Bäume hier mit ihren Zweigen
„sich schon so friedlich zu mir neigen!
„Hier wo sie über uns so schwesterlich sich in einander schlingen,
„sollt ihr einmal mein Grablied singen.
„O wie will ich vom Leiden und vom Thun
„Hier einst so selig ruhn!
„Und säuselt dann zur Lenzenzeit das junge Lindenlaub,
„So komm an meine Grabesstäte
„und bete
„auf meinen Staub.“ —

Zuletzt stellt seine Fantasie sich überaus lebhaft vor, mit welcher Wonne die Wiedervereinigungsstunde begleitet seyn wird, wenn der Mann seiner Schwester jenseits entgegen kommen, und für die

Pflege seiner Kinder, die sie nun allein betreibt, sie segnen und zu ihr sprechen wird:

O du, die du des Hauses Last
so lange ohne mich getragen hast —
Dank dir für deine Thränen
um mich, und für dein frommes Sehnen
nach mir, und für die Redlichkeit
mit der du unsern Kindern dich geweiht!
Ich starb gar früh —
Du wurdest mehr für sie . . .
So sei dir auch ihr Anblick hier
noch dreimal seliger, als mir!

Alsdenn — heißt es zum Schluß — überschauest du mit ihm alle die Wege, auf welchen euch hienieden die Fürsehung leitete — alles wird dir wie ihm licht und hell — alles schön und herrlich vom Vater Schöpfer veranstaltet — und du preisest Gott für seinen frühen Tod eben so, wie er ihn nun schon dafür pries.

Unter allen Gelegenheitsgedichten die von Sintenis bekannt geworden sind, zeichnet sich dasjenige mit aus, was der verwittweten Fürstin von Anhalt-Zerbst, von Bürgertöchtern überreicht wurde, als sie die Stadt Zerbst — welches wohl zu bemerken ist — mit ihrem ersten Besuch beglückte, denn wie bekannt, hatte die Fürstin bei ihrem Gemahl in Basel gelebt, und kam allererst nach seinem Tode nach Zerbst, da es denn zweifel-

haft war ob sie hier bleiben, oder einen andern Aufenthaltsort sich wählen würde, und hierauf bezieht sich der Inhalt dieses Gedichts:

Sei uns gesegnet in der Väter Thoren,
Du Herrliche! — Dich hier zu seh'n
war früher schon, als wir geboren,
das allgemeine Bürgerflehn.

Hoch haben sie und wir nach Dir gerungen
und blieben immer unerhört.
Drum sei Te Deum nun gesungen,
daß Gott uns unsern Wunsch gewährt!

Zwar schmerzts, um Dich den Vater zu vermissen . . . .
Ach, hätte Er, wie Du, gewollt,
seit Jahren wär'n zu Euren Füßen
der Bürger Thränen hingerollt.

Sei, wer es sei, es bleibt ihm unverziehen,
der unsern Vater uns entzog;
der für Rebell'n sein Volk verschrieen
und so sein gutes Herz betrog.

Und unverzieh'n bleibts ewig all'n und jedem,
die dem, der bittend angebracht,
Ihn eines Bessern zu bereden
zur Sünde bis noch gar gemacht.

Ach Mutter, lange haben wir gelitten
und angestaunt des Schicksals Gang,
durch den in unsern Städterhütten
der Wohlstand schier zur Erde sank.

Doch, wie wenn Sonnenstrahl'n nach Wettern fallen,
sich auch der Wurm im Staub' erhebt:
so fühlt sich jeder von uns allen
durch Deinen Anblick neubelebt!

Verzeih den Wunsch — ach, daß es Dir gefiele,
nie wieder von uns wegzugehn!
wir wollten's hier im Volksgewühle
zu Deinen Füßen uns erflehn.

O sieh, ach sieh nach Jahrereih'n von Klagen
die wir im Stillen nur geführt,
wie unsre Herzen Dir noch schlagen
und werde mütterlich gerührt!

Du warst's, die immer schon aus weiten Fernen
für unsre Stadt so viel gethan.
Bei Gott und allen seinen Sternen —
nimm unser Dich auch nahe an!

Dann sei Dein Glück dem Himmel zu vergleichen —
Dein Leben eine Ewigkeit —
und Haus bei Haus, so weit sie reichen
bei uns, zum Tempel Dir geweiht!

Dann, dann versammlen sich die Häuslerseelen
nach deutscher Art am Hausaltar
und bringen Thränen, nicht zu zählen,
Dir, Göttliche, zum Opfer dar.

Ich glaube, daß es zweckmäßig und vielen Lesern angenehm sey, wenn Sintenis Biographie mit einem Verzeichnisse seiner Schriften beschlossen wird, welche bekannt geworden, obgleich es noch mehrere besonders frühere geben mag, bei denen er sich nicht zu nennen Ursache hatte. So viel möglich und bekannt ist, folgen die hier Verzeichneten in chronologischer Ordnung.

Bei Zimmermann in Wittenberg verlegt:

Mein Contingent zur Modelectüre ꝛc.
Veit Rosenstock ꝛc. 3 Theile.
Wahlmann ꝛc.
Privatandachten unter freiem Himmel.
Werners moralische Unterhaltungen mit Wilh. und Wagnern ꝛc.

Bei A. Füchsel in Zerbst:

Beiträge zur Verwandlung der Moral des Urchristenthums in eine Moral für unser Zeitalter.
Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit 4 Theile, 1794 bis 98.
Fragmente von Briefen gemeinnützigen Inhalts ꝛc.
Kommunionbuch, 1801.
Scenen aus dem Leben Jesu, 2 Theile.
Gottlieb Denkers letzte Revision des Kirchenglaubens.
Theologische Briefe ꝛc.

Bei Crusius in Leipzig (jetzt F. C. W. Vogel):

Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten.
Predigt bei Einführung der allgemeinen Beichte in Zerbst.
Predigten, 2 Theile.
Neue Predigten, 2 Theile.
Authentische und actenmäßige Darstellung der Rechtshändel welche er vor d. Consistorio gehabt.
Reden im Augenblick der Veranlassung.

Bei Gerhard Fleischer in Leipzig:

Oswald der Greis; oder mein letzter Glaube rc. 20 Gr.
Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, 6 Theile. (Die beiden letzten Theile unterm Titel: Pistevon). 4 Rthlr. 12 Gr.
Das Buch fürs Herz rc. 4 Bände, 4 Rthlr.
Sonntagsbuch zur Beförderung wahrer Erbauung zu Hause rc. 3 Theile. 1 Rthlr. 12 Gr.
Stunden des einsamen Nachdenkens im Schooße der schönen Natur rc. 3 Theile. 2 Rthlr. 16 Gr.
Vater Roderich unter seinen Kindern. 1 Rthlr.
Syllegon, oder der Sammler edler Karakterzüge großer Handlungen, wichtiger Anekdoten, 2 Theile. 1 Rthlr. 4 Gr.
Agende, oder Anleitung, wie die Prediger ihren kirchlichen Handlungen eine würdige Form geben mögen rc. 20 Gr.

Menschenwürde, in Selbstgesprächen 2c. 8 Gr.
Ueber den Glauben an Offenbarung. 16 Gr.
Christlicher Religionsunterricht für die Jugend 2c. 6 Gr.
Ueber die Taufe, freimüthige Untersuchung 2c. 16 Gr.
Predigten über die Evangelien und Episteln des ganzen Jahres, 8 Theile. 6 Rthlr.
Predigten über die Texte, *welche* statt der gewöhnlichen *Evangelien* für d. Jahr 1811. in den Sächsischen Landen verordnet worden sind. 16 Gr.
Zeitschrift für den Protestantismus. 8 Gr.
Neue Menschenfreuden, vom Verfasser der alten. 1 Rthlr. 8 Gr.
Robert und Elisa, oder die Freuden der höhern Liebe 2c. 1 Rthlr. 8 Gr.
Hallo der Zweite, vom Verf. des Ersten. 2 Thle. 1 Rthlr.
Geschichte des Armenwesens in Zerbst 2c. 8 Gr.

(Bei Gelegenheit, da der Verleger vorstehender Schriften die neue 3te Auflage von Oswald der Greis, in einer besondern Ankündigung bekannt macht, zeigt er auch an, daß um den Wünschen so vieler Freunde des Verewigten zu entsprechen, diese Werke um die hierbei verzeichneten niedrigen Preise bei ihm und in allen Buchhandlungen zu haben sind).

Bei Gebr. Hahn in Hannover:

Theodors glücklicher Morgen.

Schriften, von welchen die Verleger theils ungewiß theils unbekannt, sind folgende:

Geschichte Flemmigs ꝛc.
Menschenfreuden, 3 Theile.
Noch eine Hand voll Menschenfreuden.
Begebenheiten der Familie Reinfeld, 2 Theile.
Hallos glücklicher Abend, 2 Theile.
Richard Grimm, 2 Theile.
Elias Klaprose ꝛc.
Dialogen des Küster Ehrentraut ꝛc.
Stunden für die Ewigkeit.

Es sind bestimmt ausser den hier angeführten Schriften noch mehrere, die er ungenannt herausgegeben hat, aber auch hier wollte ich mich bloß auf solche beschränken, bei welchen er selbst seine Autorschaft nie ableugnete.

In der Verlagshandlung von A. F. v. Schütz in Zerbst, sind nachstehende theils neuere, theils auch früher erschienene Schriften, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Cook, Beschreibung seiner Reise um die Welt, für die Jugend, bearbeitet nach Campes Lehrart, 3 Theile, neuste Auflage, jeder Theil m. illum. Kupf. 16 Gr. schwarz 12 Gr.

Forsters Reise um die Welt. Illum. 20 Gr. schwarz 16 Gr.

Krusensterns Reise rc. 2 Theile, illum 1 Rth. 16 Gr. geb. 2 Rthlr. schwarz 1 Rthlr. 8 Gr. geb. 1 Rthlr. 16 Gr.

Columbus Entdeckungsreise nach Amerika, illum. 20 Gr. schwarz 16 Gr.

Robinson, Beschreibung seiner Reise nach Otaheite rc. illum. 16 Gr. geb. 20 Gr. schwarz 12 Gr. geb. 16 Gr.

Le Vaillants Reise nach Afrika, illum. 16 Gr. schwarz 12 Gr.

Gallerie der wilden Völkerschafte, illum. 16 Gr. schwarz 12 Gr.

Langsdorf Beschreibung seiner Reise um die Welt, illum. 20 Gr. schwarz 16 Gr.

(Es wird diese, gegenwärtig aus 11 Bändchen bestehende, Sammlung interessanter Reisebeschrei-

bungen für die Jugend, fortgesetzt, so daß die nun folgende, die des Prinzen Maximilian von Neuwied seyn wird; zur Empfehlung dieser Schriften selbst braucht nichts beigefügt zu werden, der Beifall des Publikums hat bereits entschieden, und ist durch die öftern Auflagen bewiesen.)

Die junge Hausmutter in allen ihren Geschäften, 20 Gr. geb. 1 Rthlr. 1 Gr.

(Dieses belehrende Lesebuch für Töchter und auch besonders für angehende Hausfrauen, sie mögen sich auf dem Lande oder in der Stadt befinden, ist genau nach Germershausens Hausmutter bearbeitet, und daher doppelt empfehlungswerth).

Geschichte der Kriege unsrer Zeit rc. 1r und 2ter Th. 2 Rthlr.

(Die Kriegsgeschichte von der französischen Revolution an bis zum Pariser Frieden ist in diesen beiden Bänden vollständig enthalten, und so vorgetragen, daß solche für die Jugend unterhaltend und für Erwachsene belehrend ist).

Das blaue Buch, Weisheit und Tugend rc. illum. geb. 18 Gr. schwarz 14 Gr.

Erzählungen, moralische, von Boufler, Faber rc. 14 Gr.

Leitfaden zum ersten mathematischen Unterricht rc. 3 Gr.

Villarts französisches Lesebuch zur Bildung des Styls rc. 12 Gr.

Apel, Elementarbuch der deutschen Sprachlehre rc. 14 Gr.

Baumgarten, Bibelstellen und Liederverse über die vorzüglichsten Religionslehren rc. 12 Gr.

(Vorstehende Kinder- und Jugendschriften sind in mehrern Schulen mit Nutzen gebraucht und geschätzt worden).

Solbrig, Auswahl beliebter Gedichte zum Behuf der Deklamation, 3 Theile. 4 Rthlr. Auch

einzeln ist jeder Theil zu 1 Rthlr. 8 Gr. und der 3te unterm Titel: Anthologie, zu bekommen.

Solbrig, poetische Sagen der Vorzeit. 2 Rthlr.

Dessen Deklamationsübungen 2 Theile. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen Favoritstücke nebst 2 Possen, 1 Rthlr. 8 Gr. Letztere sind auch besonders unter dem Titel: die Dorfschule und Judenschaft in der Klemme à 10 Gr. zu haben.

Dessen Gratulant ꝛc. enthält Gedichte zu Geburtstagen u. andern festlichen Gelegenheiten. 16 Gr.

Dessen Auswahl von Gedichten in Nürnberger Mundart, 2 Bände. 1 Rthlr. 4 Gr.

(Die Solbrigschen Werke sind besonders schön gedruckt in kolorirten farbigem Umschlag, und werden von Freunden der Deklamation vorzüglich geschätzt).

Hoff, praktisches Rechenbuch nach der kürzesten Methode. 20 Gr.

Dessen vollständiges Hand- und Rechenbuch ꝛc. 3 Rthlr.

Dessen Lehrbuch d. kaufmännischen Regel de tri ꝛc. 2 Rthlr.

Dessen doppelte Buchhaltung 2 Rthlr.

(Hoffs Schriften sind als klassische Werke allgemein anerkannt).

Rieß, Anleitung zum Kopfrechnen ꝛc. 8 Gr.

Dessen Anweisung zum Rechnen nach Pestalozzi ꝛc. 22 Gr.

Dessen Lehr- und Lesebuch für Schulen, 6 Gr.

Dessen Hand- und Hülfsbuch für Lehrer und Lernende in 4 Abtheilungen, 1 Rthlr.

(Jede Abtheilung ist auch besonders zu bekommen, und

Rieß Schriften werden überhaupt in mehreren öffentlichen Schulen wie auch zum Privatunterricht gebraucht).

Wiedemanns Moral in Beispielen, 2 Theile, 1 Rthlr. 4 Gr.

Dessen Auswahl von Schulliedern ꝛc. 6 Gr.

Dessen englisches Lesebuch 22 Gr.

Dessen kleineres englisches Lesebuch ꝛc. 6 Gr.

(Wiedemanns Jugendschriften sind von jeher so beliebt als belehrend gewesen).

Ribbecks Predigten 5 Theile, zusammen 4 Rthl. 6 Gr. die ersten 3 Theile kosten jeder 18 Gr. der 4te und 5te 2 Rthlr. und auch unter dem Titel, der letzte Theil:

Dessen Predigten bei allgemeinen Landes-Festen ꝛc. 1 Rthlr.

Dessen 4 Predigten von Wiedersehen in der Ewigkeit. 10 Gr.

Zerrenner Natur- u. Ackerpredigten ꝛc. 1 Rthlr. 8 Gr.

Dessen Predigten für Landleute, 2 Thle. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen biblischer Unterricht ꝛc. 5 Gr.

(Beide, Ribbeck und Zerrenner, sind als Kanzelredner so wie ihre Schriften rühmlichst bekannt).

Seyfferts lateinische Sprachlehre in 5 Theilen, 3 Rthlr. 12 Gr.

Dessen kleine lateinische Sprachlehre ꝛc. 10 Gr.

(Oeffentliche Beurtheilungen haben zum Vortheil dieser Grammatick so entschieden, daß sie unter neuere herausgekommene doch immer den Vorzug behauptet.)

Von dem Niedersächsischen Kochbuche, welches sich unter allen Büchern dieser Art auszeichnet und allgemeinen Beifall erhalten hat, erscheint nächstens die 5te Auflage, und ist bereits unter der Presse. Der Preis ist wie bisher 12 Gr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Friedrich Wilhelm <<von>>,

C. F. Sintenis Leben und Wirken, als Mensch, Schriftsteller und Kanzelredner

Zerbst 1820

Biogr. 1097 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066982-4